Schalom Asch

ONKEL MOSES

Roman

J. Tadyschnikow Verlag
Berlin

DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY

SCHALOM ASCH

ONKEL MOSES

ROMAN

I. LADYSCHNIKOW VERLAG · BERLIN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

ÜBERTRAGEN VON DR. SCHMITZ
DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

892.493
A8120

ERSTER TEIL

477322

I

JENSEITS DER WILLIAMSBURGBRÜCKE

Über dem New-Yorker Stadtteil Down-Town ging die Sonne der ganzen Welt unter. Sie schien sich von der ganzen, großen Welt die düster-grauen, hohen Kasten am Ufer des East-River ausgesucht zu haben, um bei ihnen unterzugehen. So hoch die Kasten auch waren, so hoch auch einer über den anderen emporzuklettern schien, von der Williamsburgbrücke aus sahen sie klein und niedrig aus gegen den hohen, weiten Himmel, beinahe wie Kartenhäuschen, die Kinder als Spielzeug aufgebaut haben. Doch die Kartenhäuschen standen öde und verlassen in der weiten und hohen Unendlichkeit des Raumes und schämten sich, daß sie es gewagt hatten, ihre Köpfe so hoch über die Erde zu erheben . . .

Eine feurige Sonne sprengte ihre tauumschimmerte Kugelform und ergoß sich blutig über den ganzen Himmel. Eine mächtige Hand breitete vom Meere her große Schleier aus und zog sie über die blutroten Ströme und die blauen Felder, die über die Weite des Down-Town-Himmels dahinzogen, als wollten sie in den Augen der Menschen verbergen,

was hinter den Schleiern geschah. Die großen, öden, steinernen Kasten glühten plötzlich auf. Ganze Wände von Fenstern brannten im blitzenden Schein der rot untergehenden Sonne. Und Down-Town (New York) sah im strömenden Schein der untergehenden Sonne aus wie das zerstörte Babel. Wie eine zerfallene alte Stadt, die vom Alter zerbröckelt wurde. Die hohen, öden, funkelnden Wände sahen aus wie die Ruinen versunkener Sonnentempel, himmelstürmender Türme, welche die Menschen einmal errichtet haben, um den Himmel zu erobern und die Götter zu bekriegen.

Die Williamsburgbrücke sah aus wie ein eiserner Riese, der sich über den East-River gebeugt und mit Händen und Füßen in die beiden Ufer des Flusses eingebohrt hat; über seinen Rücken flogen wie stählerne Bestien mit flammenden Köpfen Züge um Züge. Die Bäuche der Untiere waren mit Tausenden und aber Tausenden von Menschen vollgepfropft. Die standen Kopf an Kopf und blickten mit erschreckt gereizten Augen aus den Fensterchen, aus den Augen der stählernen Bestien. Die steinernen Kasten, welche jetzt in der roten Sonne funkelten, entsandten ihre Bewohner für die Nacht zu ihren Frauen und Kindern jenseits des Flusses.

Der hastenden Züge voll Menschen waren so viele, daß der eiserne Riese, die Williamsburgbrücke, unter ihrer Last stöhnte. Manchmal schien es, als könne der Riese die Last nicht mehr tragen, und müsse Hände und Füße loslassen, und als werde alles mit ihm in den tiefen Fluß stürzen. Sooft ein

Zug dahinflog, erzitterte der Riese, sein Rücken bog sich weich-elastisch, und der Zug glitt über ihn hin wie ein Stahlschlittschuh über das Eis.

Unheimlich viele Züge flogen dahin. Von allen Enden New Yorks her krochen sie aus Löchern in der Erde, und alle glitten über den Rücken des Riesen, einer nach dem andern, zwei auf einmal, drei auf einmal — einer überjagte den andern. An den beiden Seiten des Riesenleibs eilten Wagen und Fuhrwerke, Automobile und Tramwaywagen dahin, als hätten sich Fliegen auf einen großen Körper gesetzt. Und alles hielt der Riese aus; er stöhnte, aber er hielt stand.

Ganz seitwärts zieht sich ein schmaler Weg für Fußgänger über den Rücken der Brücke; er ist der einzige, fast leere Pfad auf der Brücke — auf ihm gingen jetzt, an einem Herbstabend, Vater und Tochter aus New York nach Brooklyn in die Hopkinsstreet zu Fuß heim. Ihnen zu Füßen flogen die mit Menschen gefüllten Züge vorbei, und vor ihren Augen erglänzte Down-Town im Sonnenschein des Abends. Doch sie merkten es nicht. Sie waren in ihr Gespräch vertieft. Selbst der Lärm der Züge lenkte ihre Aufmerksamkeit nicht ab.

Ihr Gehör war an den Gesang des Stahls gewöhnt und das Quietschen der Räder auf den Schienen schien ihnen der hörbar gewordene Hauch der Luft zu sein, die sie atmeten. Ihr Auge blieb auch nicht auf dem wunderbaren Bilde haften, das die Sonnenfarben auf den Scheiben der Fenster in Down-Town

malten. Ihr Auge hatte sich gewöhnt, nur nützliche Dinge zu sehen und an zufälligen Äußerlichkeiten nicht haften zu bleiben. Ihr Gespräch stockte keinen Augenblick. Die Tochter war es, die lebhaft das Wort führte.

„Schäm' dich Vater, zwei Tage warst du nicht zu Hause; wir wußten nicht, wo wir dich suchen sollten; Mama hat geweint, die Kinder haben geweint; alle haben gemeint, du seiest verloren gegangen. Schäm' dich, Vater!"

Die Tochter, welche so zum Vater sprach, war vierzehneinhalb Jahre alt und besuchte noch die Public School. Doch sie war mit allen Angelegenheiten ihrer Angehörigen so vertraut, daß sie sich nicht im mindesten scheute, mit ihrem Vater davon zu sprechen. Überdies war Mascha kein Kind mehr. Mit ihren vierzehneinhalb Jahren Leben, mit ihrer amerikanischen „experience" und mit ihren Schulkenntnissen war sie viel klüger und erfahrener als ihre Eltern, die so naiv und unerfahren geblieben waren, wie sie aus dem kleinen Städtchen in Polen gekommen waren.

Mascha schwieg einen Augenblick. Ihre zarten Wangen röteten sich, und ihre tiefschwarzen Augen glänzten tiefer. Sie brachte ihren langen, schwarzen Zopf, ihren einzigen Schmuck, in Ordnung, der so gar nicht zu ihrem kurzen Kleidchen paßte, aus dem sie schon ausgewachsen war. Aus den kurzen Ärmeln ragten Maschas lange rote Arme hervor. Unaufhörlich zog sie die Ärmel des Kleides über ihre Arme, aber wenn ein Ärmel ihren Bemühungen nachgab,

rutschte der andere empor; Mascha führte einen ständigen Krieg mit ihren Ärmeln.

Vom Meer her strich ein kühler Wind über die Williamsburgbrücke und trug den beiden Fußgängern den grünlich feuchten Meereshauch entgegen; sie spürten einen salzigen Geschmack im Munde — und Vater und Tochter bekamen Hunger. Der Wind zerzauste Maschas Haar und zerrte an ihrem zu kurzen Kleid, unter dem ihre hohen, schön geformten Mädchenbeine zu weit hervorblickten. Mascha kämpfte mit dem Wind; bald zog sie ihr Kleid herab, um ihre Füße zu verbergen, bald zog sie es wieder empor, um ihre nackten Arme zu bedecken. Und die Freude darüber, daß der Vater schon morgen wieder auf Arbeit gehen würde, trieb sie eilig heim, zur Mutter . . .

Als Vater und Tochter in die Hopkinsstreet kamen, war es bereits dunkel. Warmes Gaslicht leuchtete aus den Läden. Vor den Kinotheatern und vor den „Eiscreme-Saloons" standen Kinder und sahen mit gierigen Augen zu, wie Boys und Girls hineingingen und sich ein „pleasure" machten.

Ein paar Kinder erkannten in Aaron Melnik, welcher, von seiner Tochter Mascha geführt, durch die Straße ging, ihren Vater und liefen ihm mit Geschrei und dem lärmenden Ruf: „Papa!" nach. Mascha beruhigte sie mit Winken und ein paar Worten, und da sie Angst hatte, der Vater könnte ihr noch vor der Haustür entwischen, hielt sie sich sehr nahe an ihn. Aber je näher Aaron Melnik der Haustür kam, desto sicherer wurde seine Rückkehr

sowohl für ihn als auch für seine Tochter Mascha. Vor der Haustür saßen im warmen Abend die Frauen, einige von ihnen halbwegs gewaschen und angekleidet, und warteten auf ihre Männer, die von der Arbeit kamen. Die Nachbarn, welche an den Familienangelegenheiten jedes Hausbewohners ein gegenseitiges lebhaftes Interesse nahmen, wußten selbstverständlich alle von Aaron Melniks Flucht vor Frau und Kindern und sahen nun mit großem Interesse und zu ihrer allergrößten Zufriedenheit, daß Mascha den Vater heimführte; und als wollten sie damit das Mädchen in ihre Frauengemeinschaft aufnehmen, nickten sie ihr zufrieden mit Blicken und Mienen zu, welche Anerkennung für das gute Werk ausdrückten, das Mascha getan hatte, indem sie den Vater zurückbrachte.

In der Wohnung traf Aaron seine Frau Rosa mit dem kleinen Kind auf dem Arm, das zu ahnen schien, daß es der einzige Sohn nach den vier Töchtern war, die Aaron mit seiner Frau gehabt hatte, und daher eigensinnig der Mutter Arme nicht einen Augenblick verlassen wollte. Rosa, welche mit ihren dreißig Jahren das Aussehen einer Frau in den Vierzigern hatte, besaß nur noch einen einzigen Überrest ihrer Jugend: das waren ihre dichten schwarzen Haare, welche mit ihrem jugendlichen Glanz so gar nicht zu Rosas gealtertem Gesicht, ihren schlecht gewordenen gelben Zähnen paßten, die da und dort aus ihrem Munde hervorlugten. Sie war verbittert und böse von Not und Unglück und litt physisch darunter, daß sie den ganzen Tag das

Kind auf den Armen halten mußte. Jetzt warf sie einen bösen Blick auf ihren Mann:

„Da schau her, er ist schon da. Das Juwel hat sich also doch gefunden!"

Rosa wollte noch etwas sagen, doch die kleine Mascha sprang herbei, nahm das Kind vom Arm der Mutter und sagte:

„Mama, schweig, willst du nicht schweigen?"

„Warum soll ich schweigen? Er geht durch, der brave Mann!" sagte Rosa fester und mutiger, da sie von der Last des Kindes befreit war, das sie den ganzen Tag auf den Armen gespürt hatte. „Er kann gehen; wer hat denn nach ihm geschickt?"

„Mama, der Vater geht doch schon morgen auf Arbeit. Onkel Berl hat ihm Arbeit verschafft. Schweig doch."

Das Wort „Arbeit" brach ein wenig das Eis, und Rosas Ton änderte sich.

„So, er wird also arbeiten gehen, er wird mich also nicht mehr mit meinen Würmchen hungern lassen, ei, ei, das nenne ich Klugheit!" rief Rosa gutmütig-ironisch.

Aber Aaron wollte seiner Frau keinen Gefallen tun. Die tägliche Not, welche das Leben ihnen schuf, hatte in den Herzen des Mannes und der Frau so viel Erbitterung gegeneinander angesammelt, daß es ihre einzige Freude war, einander kränken zu können. Doch diese Feindschaft hatte sie nicht gehindert, beinahe sechzehn Jahre miteinander zu leben und Kinder zu haben. Die Feindschaft schien geradezu der Kitt zu sein, der ihr Leben zusammen-

hielt. Als nun Aaron sah, daß die Augen seiner Frau nach den Worten seiner Tochter ruhiger wurden, kränkte ihn das.

„Die Mutter kann ja arbeiten gehen! Sie kann das wohl nicht? Warum muß ich es tun?" rief er aus dem Winkel hervor, in den er sich gesetzt hatte.

„Wozu hast du ihn nach Hause gebracht?" schrie Rosa ihre Tochter an. „Ich schlage ihm den Schädel an der Tür ein. Hinaus aus meiner Wohnung, sofort hinaus aus meiner Wohnung!"

Mascha stand verzweifelt da. Sie versuchte, die Situation zu retten, lief von einem zum anderen und flehte mit ihren Kinderaugen und mit aufgehobenen Händen:

„Mama, schweig doch, ich bitte dich! Vater, schweig doch, ich bitte dich! Was werden die Nachbarn sagen?"

In ihrem kleinen Köpfchen flog ein Gedanke auf: der Vater ist hungrig und müde, und die Mutter ist hungrig und müde. In der Wohnung ist es finster und traurig, deshalb streiten sie. Könnte ich den Tisch decken und Abendessen auftragen, und wäre es hell im Zimmer, so würden sie nicht streiten. Rasch zündete sie Gas an, das kleine Zimmer wurde hell. Und wirklich, als es hell war, hörten Mann und Frau auf zu streiten. Beide schämten sich bei Licht vor den Augen des Kindes.

Rosa begann zu weinen und ihr bitteres Los zu beklagen, daß sie der Räuber von einem Mann in das verfluchte Amerika gebracht hatte. „Und mein Vater und meine Mutter werden keine Ruhe im

Grabe haben; oh, könnte ich ihnen an ihren Gräbern erzählen, in wessen Hände sie mich gegeben haben!" Aaron saß wie ein Stein in seinem Winkel und schwieg. Im Zimmer sammelten sich nach und nach die Kinder, die von der Straße heimkamen, und verlangten ihr Abendessen. Die Mutter schickte sie zum Vater oder zum Teufel. Da legte Mascha hastig den Säugling in die Arme einer kleinen Schwester und eilte auf die Straße, um Abendessen zu beschaffen. Im Gehen gab sie den Gedanken auf, den sie vorher gefaßt hatte, bei der Metzgersfrau im ersten Stock fünfzig Cent zu leihen, bis der Vater wieder arbeite. Daß der Vater zurückgekehrt war und Onkel Berl ihm eine Stelle verschafft hatte, gab ihr mehr Kraft und Selbstvertrauen. Dreist trat sie in das Delikatessengeschäft an der Straßenecke, ließ sich Brot, Butter, Käse und eine Büchse Tomatenmark geben und verlangte einen marinierten Hering und Gurken. Der Delikatessenhändler schaute sie verwundert an. Mascha antwortete stolz: „Papa geht morgen arbeiten. Onkel Berl hat ihm eine Stelle verschafft." Der Delikatessenhändler begriff und sagte nichts mehr. Die Worte „Papa geht morgen arbeiten" waren ein Zauberspruch, der für Mascha das Geschäft des Delikatessenhändlers und den Laden des Metzgers öffnete. Sie bekam, was sie wollte.

Mascha hatte recht gehabt. Kaum war es im Zimmer hell, kaum hatte Mascha das reiche Abendessen mit mariniertem Hering, Gurken und Tomatensuppe auf den Tisch gestellt, so hörten nicht nur Vater und Mutter auf zu streiten, sondern Aaron

Melnik erinnerte sich auch, daß er Vater von vier Töchtern und einem Sohne war; er wies den Kindern ihre Plätze an, befahl ihnen, anständig bei Tisch zu sitzen, und in dem kleinen Zimmer saß bald eine glückliche Familie um den Tisch und aß Abendbrot.

2

DIE KINDER

Aaron Melnik hatte gelogen. Arbeit hatte ihm niemand zugesagt. Als er in der Nacht mit den Kindern an jeder Seite im Bette lag, dachte er erst daran, in welcher Lage er und seine Familie sich befanden. Er hatte Furcht vor dem nächsten Tag, wenn Frau und Kinder aufstehen und ihn daheim finden würden. Und der erwachsene Mann, der Vater von fünf Kindern, hatte dasselbe Gefühl wie einst in seinen Knabenjahren, wenn er einmal den Cheder geschwänzt hatte und am nächsten Tag die Strafe seiner harrte. Diese Empfindung machte ihn kindisch und heimatlos, und er hatte das Gefühl der Scham vor seinen Kindern, die jetzt ihre Köpfchen an ihn schmiegten.

Aaron liebte seine Kinder allesamt nicht, weil er in ihnen die Ursache seines Unglücks und seiner Versklavung sah. Doch jedem einzelnen seiner Kinder brachte er eine besondere Empfindung entgegen, und jedes hatte einen besonderen Platz in seinem Herzen. Zilli, das Mädchen, das auf Mascha folgte, liebte schrecklich das Kino, und obwohl sie

nur ein einzigesmal im Kino gewesen war, damals als Onkel Louis sie mitgenommen hatte, spielte sie seither alles, was im Kino gespielt wurde. Aus einem Kissen machte sie eine Puppe, hüllte sich in Mutters Tuch und spielte das Stück „Mutter und Kind". Heute erst, nach dem reichlichen Abendessen, hatte die Familie Melnik die Versöhnung zwischen Vater und Mutter durch eine Kinovorstellung Zillis gefeiert. Aaron hatte dabei sein heimloses Wesen und seine Verbitterung ganz vergessen; er lachte und freute sich über das Spiel des Kindes. Eigentlich war es Zilli, die mit ihrer Vorstellung den Vater wieder in die Wohnung zog und in die Familie zurückführte ... Jetzt aber war Zilli wieder ein kleines, kleines Mädchen geworden mit einem schmutzigen Gassenbubengesichtchen, welches sogar im tiefen Schlaf einen herausfordernd sicheren Ausdruck von Spitzbüberei trug. Ein Kummer schien sich von des Kindes Seele gelöst zu haben, und sicher geworden, da der Vater zu Hause war, schmiegte sich das kleine Mädchen wie ein Kälbchen mit den Füßen, mit den Händen, mit dem Köpfchen an des Vaters Leib.

Das nächste Kind, Stella, war ganz anders als Zilli — immer erschrocken und verschüchtert. Kam ein Fremder ins Zimmer, so versteckte sie sich in einem Winkel und weinte. Der ewige Streit zwischen Vater und Mutter, in dem Stella aufwuchs, hatte in ihr solche Furcht vor Menschen hervorgerufen, daß sie bei Nacht im Schlafe weinte, entsetzt über furchtbare Träume, die sie befielen. Seit der

Vater von Hause weggewesen war, hatte Stella überhaupt Furcht gehabt, zu schlafen. Sie war gewöhnt, ihren kleinen Körper an des Vaters starke Brust zu schmiegen und sich dadurch sicher zu fühlen; und nun suchte sie des Nachts den Vater im Bette. Heute schlief sie zum ersten Male, seit der Vater fortgewesen war, ruhig ein.

Aaron spürte die zwei atmenden Kinderleiber, die sich an ihn schmiegten und drückten, als hielten sie sich am Vater an, wollten ihn nicht fortlassen und baten ihn, sich für sie wieder in das Joch spannen zu lassen, das er von sich abgeworfen hatte . . .

Sich wieder ins Joch einspannen lassen wollte Aaron Melnik nicht. Er erinnerte sich der Jahre, da er in der Bowerystraße gesessen hatte, aller Hoffnungen und Träume, die er damals gewebt hatte, aus der Bowery fortzukommen, es selbst zu etwas zu bringen und selbständig zu werden. Alle diese Hoffnungen nähte er mit seiner Nadel in die Hosen, welche er auf der Maschine anfertigte . . . und mit einem Male hatte er in sich die Kraft gefunden, sich loszureißen, diesem Leben ein Ende zu machen und etwas Neues zu suchen. Und jetzt wieder zurückgehen, zurück in die Bowery, ohne die geringste Hoffnung, es würde einmal anders werden, und wenn auch nur für kurze Zeit? Sich selbst fürs ganze Leben begraben, ohne Hoffnung auf ein besseres Leben? . . .

Die Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit quälte und drückte ihn bei Nacht wie ein Alp. Er sah einen furchtbaren Traum, so schrecklich, daß er im Schlafe

anfing zu weinen und zu stöhnen. Doch das war kein gutes, menschliches Weinen mehr, sondern das Klagen eines Tieres. Aaron schrie im Schlaf, als quälten ihn böse Geister. Mascha rüttelte ihn aus dem Schlaf; er erwachte:

„Ha, was, Mascha?"

„Was fehlt dir, Vater? Warum schreist du?"

„Wer, ich? Gar nichts. Warum bist du aufgestanden?"

„Du hast so schrecklich gestöhnt, als täte dir jemand ein Leid an."

„Gar nichts. Komm zu mir ins Bett. Es ist kalt . . ."

Die Kinder schliefen bei den Eltern. Die kleineren bei der Mutter, die größeren bei dem Vater. Die einzige, welche allein schlief, auf drei Stühlen gebettet, war Mascha, die Älteste. Nur wenn es ihr in der Nacht kalt wurde, kroch sie zum Vater ins Bett. Sie war erfreut über die Einladung des Vaters. Aaron und Mascha schoben die beiden kleineren Mädchen ein wenig zur Seite.

Als Mascha sich ins Bett legte, begann der Vater unvermittelt:

„Mascha, du bist doch mein kluges Mädchen, hör' mich an. Willst du, daß dein Vater ewig als Sklave bei der Nähmaschine dienen soll, bei Onkel Moses, und daß wir ewig in Armut leben? Du verstehst doch, bist doch mein kluges Mädel — wenn ich wieder Arbeit annehme, dann muß ich ewig bei der Maschine bleiben, ein unglücklicher Arbeiter sein ohne Hoffnung, etwas Besseres zu werden, und ihr

alle, du und die kleinen Kinder, ihr werdet gar nicht richtig groß werden, denn ihr werdet noch vorher auf Arbeit gehen müssen. Willst du das? Ja?"

„Das ist doch einmal unser Los. Wir sind Kinder eines armen Vaters, und so werden wir auch arbeiten. Was soll man da tun?"

„Hätte ich nur Zeit, ein paar Monate Zeit, mich um etwas anderes umzusehen. Und hätte ich nur ein wenig Geld, ein klein wenig Geld, etwas anderes anzufangen. Da ist erst kürzlich ein Mann von unserer Stadt hergekommen, und der wollte um keinen Preis in die Werkstätte von Onkel Moses. ‚Lieber auf der Straße sterben als arbeiten', hat er gesagt. Und irgendwoher hat er sich Geld verschafft, er gibt Gold- und Silberwaren auf Raten, und so hat er ein eigenes Geschäft. Wenn ihr mich nur ein bißchen in Ruhe lassen wolltet, nur um Atem zu schöpfen!"

Das junge Mädchen dachte ein wenig nach — sie schaute den Vater an; im schwachen Schein des Gaslichts, das die ganze Nacht brannte, sah sie des Vaters rote Augen, und sie hatte Mitleid mit ihm. Nachdenklich sprach sie:

„Und was wäre, wenn du ein wenig Geld hättest?"

„Da würde ich etwas einkaufen und hausieren gehen. Ich würde Gold- und Silberwaren auf Raten geben, ich würde Lebensmittel in die Häuser bringen, aber in das Gefängnis auf der Bowery würde ich nicht zurückkehren."

„Und wieviel brauchst du?"

„Hundert Dollar, mein Kind, hundert Dollar. Woher die nehmen?"

„Onkel Moses könnte sie dir leihen, wenn er will?"

„Wenn er will — gewiß. Aber was nützt das alles. Unnützes Gerede. Ich werde wieder irgendwo auf Arbeit gehen; ich werde . . . Sie muß noch ein bißchen Geduld haben" — Aaron deutete auf seine Frau — „bis ich Arbeit bekomme. Zum Onkel Moses kann ich doch nicht gehen, er nimmt mich doch nicht wieder."

„Du hast doch gesagt, du hast schon eine Stelle — Onkel Berl habe dir eine verschafft!"

„Das war eine Lüge. Ich wollte euch nicht die Freude verderben. Wo habe ich denn eine Stelle? Zum Onkel Moses darf ich doch nicht zurückkehren. Ich habe ihn doch beschimpft. Ich werde nicht arbeiten gehen. Schaut, wie ihr euch ohne mich behelft. Denkt, ich wäre gestorben, begraben, nicht mehr hier . . ."

Mascha schwieg. In ihrem Köpfchen arbeitete ein Gedanke. Sie sann nach, auf welche Weise dem Vater hundert Dollar zu beschaffen wären, damit er sein Glück versuchen könne. Einen einzigen Weg gab es, den Weg zu Onkel Moses. Mascha hatte Onkel Moses noch nie gesehen, aber sie war überzeugt, wenn sie ihn sähe, würde sie bestimmt das Geld von ihm bekommen, das sie für den Vater brauchte. Und ihr Entschluß war gefaßt.

Während dieser Erwägungen forderte Maschas zarter Körper im Bette Platz für sich. Mädchenfüßchen stießen aneinander, verschlangen sich ein-

ander und stießen dann gegeneinander, bis alle Schwestern wach waren. Als sie zu ihrer Freude bemerkten, daß Mascha zu ihnen ins Bett gekommen war, hatten sie keine Lust mehr zu schlafen. Die Schwestern begannen zu spielen, einander zu necken, zu stoßen, zu kitzeln und zu lachen. Mascha vergaß die großen Pläne, die sie entworfen hatte, um dem Vater die hundert Dollar zu besorgen, die er nötig hatte, um das neue, „große, glückliche Leben" zu beginnen — und beteiligte sich an dem Stoßen und Schlagen mit ihrer ganzen kindlichen Lebhaftigkeit. Die Schwestern begannen im Bette umherzukriechen und benutzten dabei den Vater als Leiter, auf welcher sie auf- und abstiegen. Aaron vergaß darüber seinen Kummer. Er hatte ein angenehmes Gefühl, als die kühlen Kinderkörper seinen Leib berührten. Er begann mit den Kindern zu spielen, haschte eines ums andere und zählte ihnen auf die Stelle, die für Streiche am geeignetsten ist, soviel sanfte Hiebe auf, wieviel sie Jahre zählten. Das machte den Kindern Spaß, und ihr freudiges Lachen weckte die anderen auf, die bei der Mutter schliefen. Eine Völkerwanderung begann von Vaters zu Mutters Bett und umgekehrt; das dauerte so lange, bis ein Schatten auf die Freude fiel — bis die Mutter erwachte.

„Soll sie nicht alle der Teufel holen? Warum hast du Tag gemacht? Dir genügt nicht der Tag, brauchst auch noch die Nacht?"

Die Kinder zogen schnell die Decken über die Köpfe und stellten sich schlafend, schnarchten laut.

Die Jüngste aber konnte sich nicht zurückhalten und platzte mit hellem Lachen heraus; die anderen stimmten ein, und helles Kinderlachen hallte in dem kleinen Zimmer wider.

Auch Aaron hatte die Decke über den Kopf gezogen, weil er Furcht vor seiner Frau hatte. Der Kinder Lachen und Freude entfesselte in ihm neue Ströme von Energie. Mit einemmal begriff er den Sinn, der darin lag, Hosen zu nähen ... Er begriff die acht Jahre seines Lebens, in die er in der Bowery bei Onkel Moses verbracht hatte, begriff, warum er es getan hatte, und war entschlossen, sich unbedingt wieder der Nadel zu verschreiben — all das bewirkte das Lachen und die Freude der Kinder.

3

AM MORGEN

Es war noch Nacht, als die Sorge Aaron Melnik aus dem Zimmer trieb. In den Betten schliefen noch alle, Frau und Kinder. Aaron Melnik kleidete sich leise an. Er ging in die Küche, hob den Topf auf, unter welchem seine Frau das Brot für die Kinder versteckt hatte und wollte das Stück Brot mitnehmen. Da erinnerte er sich an etwas, machte eine Handbewegung und schritt zur Tür.

„Vater, wohin gehst du?" Mascha faßte ihn bei der Hand.

„Du bist es, Mascha? Warum bist du so früh aufgestanden? Sofort zurück ins Bett!"

„Ich habe gesehen, daß du dich angezogen hast. Ich lasse dich nicht fort. Ich habe Angst, daß du nicht mehr zurückkommst."

Ein trotzig-bitteres Lächeln umspielte Aarons Lippen:

„Dummer Fratz, zurück ins Bett! Willst du mir Schritt auf Schritt nachgehen? Ich gehe zu Onkel Berl, ich muß mich mit ihm beraten, wir werden dann zusammen zum Onkel Moses gehen."

Mascha sah dem Vater in die Augen:

„Wirst du am Abend nach Hause kommen?"

„Natürlich werde ich nach Hause kommen, wohin soll ich denn gehen?"

Mascha vergaß, daß sie schon ein großes Mädchen war. Es überkam sie. Jäh warf sie sich dem Vater an den Hals, vergrub ihr Köpfchen an seiner Brust und sagte:

„Sorge dich nicht. Warum sorgst du dich so? Wir werden uns schon helfen . . . Ich werde beim Delikatessenhändler borgen, er wird mir borgen . . . Sorge dich nicht, Papa, es wird all right sein."

Maschas Worte verdrossen Aaron ein wenig und er murmelte:

„All right, good-bye!" Hastig verließ er das Haus.

Über Down-Town ging die Sonne auf; wie ein Fremder, der zum erstenmal ein Land betritt, irrte sie über die ungeheure Weite des Himmels; vor sich her goß sie Wellen Lichtes, welche über große Flächen des Himmels dahinströmten. Noch ruhte in tiefem Schlaf die Stille der Nacht über den ein-

samen hohen Türmen und Dächern der Wolkenkratzer von Down-Town.

Sie schienen aus dem Schlaf zu erwachen — und tausend und aber tausend Fensterwände begannen dem Licht des Morgens entgegenzufunkeln. Das Licht des Morgens weckte alles; auch der eiserne Riese, die Williamsburgbrücke, der über dem Flusse liegt, erwachte aus dem Schlaf, reckte Arme und Beine und begann seine erste Morgenarbeit — er ließ einen verschlafenen Car über sich hinüber, in dem Aaron Melnik und ein schlafender Schaffner saßen ... In den Straßen von Down-Town tauchten die ersten Menschen auf ... vereinzelt ... Menschen, deren Leben sich bei Nacht abspielt, dann Milchwagen und Brotwagen, Zeitungsausträger ... Das große New York erwacht erst ... Da, die ersten Stimmen ... irgendwo klingelt ein Car, rattert ein vereinzelter Hochbahnzug über den Köpfen ... Auf den Straßen liegen noch die Überreste des gestrigen Tages. Aschenkübel, halbverkohlte Kisten, welche Gassenbuben gestern angezündet haben, alte Möbelstücke, die aus den Wohnungen geworfen wurden ... Auf den Fensterbrettern lüften Speisen von gestern ... Zum Trocknen ausgehängte Wäschestücke tanzen wie Morgendämmergeister auf den Feuerleitern und Schnüren ... Die Nacht ist vom Tage überrascht worden und entdeckt dem Licht all ihre Geheimnisse ...

Mit schuldbewußtem Lächeln stieg Aaron die finstere Treppe empor. Schwerer Geruch von gestrigem Essen, von schlafenden Menschen, von

ungelüftetem Bettzeug schlug aus allen Türen ... Kinderstimmen ertönten aus Wiegen; aus einigen Türen war Zank von Mann und Frau zu hören. Aus all diesen Geräuschen hörte Aaron vom letzten Stock her des Bruders wohlbekannten Gemarasingsang heraus.

Er traf den Bruder in Tallis und Tefilin am Tisch sitzen; in einem sauberen Küchenwinkel lernte er laut, ohne daß sein Singsang seinen Sohn Charlie weckte, welcher in einem Klappbett im gegenüberliegenden Winkel der Küche schlief. Als Berl seinen Bruder sah, hielt er im Lernen inne und rief mit einer Freude, die wie Taubengefieder aus seinen hellen Augen glänzte:

„Sieh da, ein Gast! Aaron, was führt dich so früh her?"

„Ich bin hergekommen, um dich lernen zu hören. Ich weiß, daß du am Morgen lernst, bevor du zur Arbeit gehst."

Der Bruder sah sich um, ob ihn niemand hörte, dann entgegnete er leise:

„Warum hast du dich böse gestellt? Und mit wem? Mit Frau und Kindern? Das tut doch kein Jude; gestern war dein Mädel hier, die Mascha, sie hat dich gesucht. Es ist, daß Gott erbarm'! Was tust du eigentlich?"

„Ich bitte dich, sprich mir nicht davon" — erwiderte Aaron unwillig — „sonst gehe ich sofort. Ich bin zu dir gekommen ... ich möchte dich fragen ... ist vielleicht bei dir in der Werkstatt eine freie Stelle?"

„Was, bei Schürzen, zwischen Christenmädchen? Wieviel wirst du da verdienen? Und wie steht es mit Onkel Moses? Man hat mir erzählt, du wolltest dich zum Einkäufer ausbilden — und Onkel Moses sei einverstanden."

„Hol' ihn der Teufel. Seine Schwelle betrete ich nicht mehr — ich schenke ihm das Glück, das dabei herauskommt. Schluß mit der Verwandtschaft, bei Verwandten arbeiten ist ärger als die Hölle! Genug, ich will's bei Fremden versuchen."

„Aber bei Schürzen, zwischen alten Juden und Christenmädchen? Es ist ja gar nicht in einem Atem zu nennen, du, ein Vater von vier Kindern — was willst du denn da verdienen?"

„Ich nehme alles, was sich findet — wenn es nur etwas Neues — etwas anderes ist. — Wir wollen sehen. Komm, wir wollen zusammen gehen."

Genendel kam aus dem zweiten Zimmer. Obwohl Genendel schon ein Enkelkind in Galizien hatte und selbst schon zwölf Jahre in Amerika lebte und fünf Kinder in Kost hielt, aus denen sie mit Mühe und Ängsten das Kostgeld herauspreßte, so trug sie doch die gleiche elegante Scheitelperücke mit den drei Locken auf der glänzenden Stirn, in der sie daheim in Polen mit allem Prunk am Sabbat und an Feiertagen in die Schul' gegangen war. Während Amerika auf ihren Mann Berl eine geradezu verheerende Wirkung geübt, ihn in ganz kurzer Zeit zu einem alten Mann mit krummem Rücken gemacht hatte, war die Wirkung auf seine Frau Genendel genau entgegengesetzt gewesen. Genendel

war in Amerika jünger geworden. Sie wurde hier „liberal". Statt der „Zeena-Werena"[1]), welche daheim ihre geistige Nahrung gebildet hatte, las sie hier jüdische Zeitungen und hatte für alles in der Welt Interesse. Ihre Kinder nahmen sie oft ins jüdische Theater mit, an dem sie großes Vergnügen hatte. Sie liebte es auch, sich mit den vertretenen Stiefeln oder abgetragenen Kleidern ihrer Töchter zu putzen, so daß Genendel in gewissem Sinne mit der Mode Schritt hielt — nur um ein weniges verspätet . . .

Ihres Mannes eifriges Lernen und innige Frömmigkeit, welche daheim ihren Stolz und ihr Glück bildeten, hatten hier in ihren Augen wenig Wert, und weil die Maschine Berl so früh zum alten buckligen Manne gemacht hatte, so hatte er sein ganzes Ansehen in ihren Augen verloren. Er hatte in seinen alten Tagen ein schweres Leben bei seiner Frau.

„Nun pack' deine Sachen zusammen und mach' Platz, die Kinder müssen ihr Breakfast haben." (Genendel liebte es sehr, im Sprechen die ihr neuen Worte, welche die Kinder gebrauchten, anzuwenden.)

„Gleich, gleich; es ist schon Tag, die Gesellschaft steht schon auf", wandte sich Berl an seinen Bruder mit einem Lächeln, das aus seinen klaren, runden Augen leuchtete, nahm seine Bücher und legte sie in einen Winkel. „Weißt du, Aaron, daheim habe

---

[1]) Das jüdische Frauenandachtsbuch.

ich bei Tag gelebt, zusammen mit allen Menschen, in der Zeit, da sie wach sind. Hier lebe ich bei Nacht, wenn alle schlafen. Was bin ich denn bei Tag? Gar nichts, ein armer Schürzennäher, sitze zwischen italienischen Christenmädchen und nähe Schürzen und Hemden. Ich bin gar nicht bei meiner Frau und bei meinen Kindern. In der Nacht aber, wenn alles schläft — siehst du, da bin ich wieder Berl, lerne mein Blatt Gemara, lese, was der oder jener Tanaite sagt, genau so wie zu Hause. Da ist es mir, als wäre ich daheim im Beth Hamidrasch und lerne. Das Amerika ist doch eine verkehrte Welt! Hier lebt man bei Nacht und ist bei Tage tot.

4

BRUDER BERL UND SEINE KINDER

„Charlie, Charlie, steh auf; nun, wird's bald, alle sind schon angezogen!" Die Mutter weckte den Burschen, welcher in der Küche im Klappbett schlief, gegenüber dem Platz, wo der Vater lernte.

„Was, er schläft noch, der Herr Student? Er wird wieder seine Stelle verlieren und wir werden für ihn arbeiten müssen", so meldete sich Dwoire, Berls älteste Tochter, ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren; sie kam aus dem nächsten Zimmer in Hut und Jackett, zum Fortgehen fertig, und aus ihrem dunkelbraunen Gesicht blitzte ein frisches Augenpaar; nur die etwas zu dicken Lippen und die blauen

Adern auf dem Hals, die sehr dünn waren, gaben ihrem Aussehen etwas Bemitleidenswertes, worüber sich das alternde Mädchen sehr bekümmerte. Seit Dwoires jüngere Schwester Rachel vor ihr geheiratet hatte, war Dwoire geradezu unerträglich geworden.

„Er ist schon aufgestanden, was willst du von ihm?" antwortete ihr die Mutter ärgerlich.

Charlie, dessen Haarschopf voll Federn war und auf dessen Gesicht noch der Schlaf lag, fuhr auf, als hätte er Feueralarm gehört und sah sich verwundert um. Er fand sich aber bald in seine Lage, rieb sich die Augen und begann sich langsam anzukleiden.

„Mama, ist denn das Frühstück noch nicht fertig?" rief Dwoire. „Ich danke schön, ich werde mein Breakfast draußen essen. Ich habe keine Zeit zum Warten, damit mir der Vorarbeiter einen Abzug vom Lohne macht".

„Aber, Dwoire, gleich, der Kaffee steht ja schon auf dem Tisch. Der Vater hat sich nur ein wenig mit dem Beten verspätet. Der Onkel ist da. Siehst du, da ist es schon, was willst du?" Hurtig lief die Mutter zu dem kleinen Herd.

„Das geht mich nichts an; Onkel hin, Onkel her, wenn ich komme, muß mein Frühstück auf dem Tisch stehen. Ich kann nicht dem Onkel zuliebe zu spät kommen."

„Dwoirele", rief der Vater, während er die Twilim zusammenlegte. „Dwoirele!"

Dwoirele, welche sich noch gut des Vaters von einst erinnerte, die guten Zeiten im Gedächtnis hatte,

da der Vater ein angesehener Chassid in dem kleinen polnischen Städtchen gewesen war und ein schönes Haus geführt hatte, Dwoire, welche die schlimmen Zeiten mitgemacht hatte, da der Vater immer mehr verarmte, die als schon erwachsenes Mädchen mit der Familie nach Amerika gekommen war, empfand vor dem Vater eine gewisse Achtung, weit mehr als die anderen Kinder. Als der Vater „Dwoirele" rief, erinnerte sie sich der Heimat, der Wohnung in dem kleinen Städtchen, erinnerte sich, wie Vater und Mutter sie mit diesem Namen gerufen hatten. Sie blieb stehen und wollte der Mutter das Frühstück auftragen helfen, wie sie es gewohnt war; doch als sie Charlie sah, der sich gelassen, ohne Eile und ruhig ankleidete, da verdroß es sie.

„Well, bei uns geht doch alles verkehrt!"

Dwoire war das erste von den Kindern, das in Amerika Geld verdient und der Mutter nach Hause gebracht hatte. Sie hatte vom ersten Tag an, da sie nach Amerika gekommen war, Geld verdient — und deshalb hielt sie sich für die wirkliche Herrin des Hauses. Sie war neidisch auf ihre jüngeren Brüder und Schwestern, daß sie noch die Schule besuchen konnten, der eine ein Jahr, der andere zwei. Sie hatte gleich arbeiten gehen müssen, und da war sie der Meinung, sie habe als einzige für den Haushalt gearbeitet, obwohl ihre Brüder und Schwestern schon längst selbst arbeiteten und Geld verdienten; doch am meisten war sie auf ihren jüngeren Bruder Charlie neidisch, welcher noch als Kind nach Amerika gekommen war und viel länger die Schule

besucht hatte als die anderen Kinder; und obwohl er schon erwachsen war, ging er doch nicht ständig arbeiten, sondern lernte weiter und besuchte an den Abenden „preparatory schools", während er bei Tag gelegentlich arbeitete, wo es sich gerade traf, manchmal kürzer oder gar nicht. Die Schwester vergönnte es dem Burschen nicht, daß er ein College beziehen und es am Ende zum Advokaten bringen würde, was sein Wunsch war. Sie hegte die feste Meinung, nur für Charlie hätte sie in der Jugend so schwer gearbeitet, und nur seinetwegen seien ihre Lippen und Hände so dick und ihr Hals so dünn und mit blauen Adern durchzogen . . . Seinetwegen sei sie eine alte Jungfer geblieben . . .

„Nun, mein Breakfast wird schon nicht verderben. Es findet sich ein Abnehmer dafür", rief sie mit einem schiefen Blick auf Charlie.

Der Bursche antwortete der Schwester nicht. Er war an solche Szenen von Jugend auf gewöhnt. Charlie verstand seine Schwester und hatte Mitleid mit ihr. Und als wäre er wirklich schuldig, weil er auf ihre Kosten herangewachsen war, hüllte er sich in Schweigen.

„Well, was gibt es? Wieder die ‚Hausfrau'?" ertönte Klaras Stimme aus dem nächsten Zimmer. Sie trat ein, ebenfalls in Hut und Mantel. Klara war viel jünger als ihre Schwester; sie hatte in Amerika ein Jahr die Schule besucht und hatte eine feinere Beschäftigung: sie war Verkäuferin in einem Damenhutgeschäft. Die Eleganz, welche in ihrem Berufe

notwendig war, war an ihren Kleidern und Bewegungen zu merken.

„Anyhow, Mama, sie ist doch nicht allein die Hausfrau hier, wir tragen doch auch etwas zum Haushalt bei. Nicht, Mama?"

Die Schwester aber hörte Klaras Worte nicht mehr, sie war bereits draußen.

„Räume doch endlich deine Tefilin, dein Gebetbuch und deinen Tallis auf, räume sie doch schon auf; das alles geschieht deinetwegen. Wenn der Morgen kommt, dann breitet er sich so aus, daß die Kinder keinen Platz zum Frühstücken haben", so ließ Genendel ihren Kummer und ihre Sorgen an ihrem Manne aus.

Berl schämte sich vor seinem Bruder und lächelte deshalb mit seinen klaren Kinderaugen.

„Genendel, es ist jemand hier, Genendel."

Genendel antwortete nicht. Still deckte sie den Tisch. In einer Minute war der Gebettisch in einen Eßtisch verwandelt. Berl wusch sich und zog den Bruder zum Tisch.

Aaron, der sich bei seinem Bruder ganz elend fühlte, hatte eigentlich schon längst davonlaufen wollen, doch ihn ergriff großes Mitleid mit seinem Bruder, den er sehr lieb hatte; als er ihn jetzt leiden sah, nahm er alle Kraft zusammen, wusch sich (was er sonst vor dem Essen nie tat) und setzte sich an den Tisch, um mit seinem Bruder zu essen.

Als der Bursche ohne Hut, ohne gebetet und sich gewaschen zu haben, zu Tisch kam, um zu essen, brummte Berl, welcher gerade den Segen über das

Brot sprach und nicht unterbrechen durfte, zum Sohne gewendet: „Hm, nu, hm."

„Was hm, nu? Da fängt es schon an!" Genendel nahm Charlies Hut und stülpte ihn ihm auf den Kopf. „Geh, Charlie, bete."

Der siebzehnjährige Bursche tat, was die Mutter ihn hieß, faßte den Tallis des Vaters an den Schaufäden und setzte sich zum Frühstück.

„Genendel!" brummte Berl ärgerlich.

„Was gibt's? Es ist schon gut, du betest für ihn. Du betest für alle. In Amerika hat man keine Zeit zu beten."

Aaron blickte seine Schwägerin an; er erkannte sie nicht wieder. War das die fromme Judenfrau, welche daheim in der Frauenschul' die Gebete vorsprach und einmal ums andere mit einem Löffel oder einem Topf ins Beth Hamidrasch gelaufen kam, um wegen einer „Schaale" zu fragen? Was war aus ihr geworden in der kurzen Zeit, da sie in Amerika war!

Aber Genendel war, wie gesagt, in Amerika „liberal" geworden. So teilte sich die Familie des Onkels Berl in zwei Parteien. Die eine bestand aus dem Vater und den zwei ältesten Töchtern: Dwoire, der alten Jungfer, und der Jüngeren, die einen galizischen Juden geheiratet hatte; die beiden Töchter erinnerten sich noch des Vaters, wie er in der alten Heimat gewesen war, als er obenauf war, und hatten Achtung vor ihm. Die andere Partei bildeten die Mutter und die zwei jüngsten Kinder, Charlie und Klara, welche fast ganz in Amerika aufgewachsen

waren. Sie liebten die Mutter, und die Mutter liebte sie. Die Reibungen zwischen den beiden Parteien waren bei jeder Mahlzeit zu spüren.

Berl verstand nicht recht, was eigentlich in Amerika aus seiner Frau geworden war, aber er hatte sich daran gewöhnt. Er verstand ja eigentlich sehr vieles hier in Amerika nicht, aber er gewöhnte sich daran und fragte nicht mehr. Die zwölf Jahre, die er in Amerika war, lebte Berl einsam und allein im Kreise seiner Familie. Er hatte niemanden, mit dem er sich aussprechen konnte; nicht nur seine Kinder hatten sich ihm vor seinen Augen entfremdet, sondern auch seine eigene Frau, mit welcher er die Kinder gezeugt und ein ganzes Leben verbracht hatte, war ihm hier in Amerika fremd geworden. Diese Einsamkeit trieb den frommen Juden zu religiöser Inbrunst. Er suchte sein Leben in seiner Religion. Diese Welt besaß er nicht mehr, so wollte er wenigstens, die andere Welt, für die er sich vorbereitete, möge um so viel reicher und herrlicher sein ... Er aß nicht, was seine Familie aß; am Sabbatausgang ging er zu einem Bekannten in einer jüdischen Gasse, der mit koscherer Butter und koscherem Käse handelte und den Berl als frommen ehrlichen Juden kannte. Er betete mit ihm in demselben chassidischen Stübel und kaufte sich bei ihm ein halbes Pfund Butter und einen kleinen Laib Käse; damit kam er eine Woche aus ... Vor diesem koscheren Essen saß Berl auch jetzt.

Eine Viertelstunde später war Genendels Wohnung leer und still, alles war zur Arbeit gegangen.

Als Aaron und Berl auf die Straße traten, betrachtete Aaron seinen Bruder und sah erst jetzt, wie er in der kurzen Zeit, die er in Amerika lebte, gealtert war. Er war geradezu ein Greis mit grauem Bart und gekrümmtem Rücken. Und es war noch nicht lange her, da war dieser alte Mann noch Berl der Chassid aus Kusmin, mit schwarzem Bart, blühenden, roten Backen und glänzenden, schwarzen Augen. Berl Chassid, der in allen Gemeindesachen mitredete, ein Jude mit Temperament, Kaufmann nach altem, gutem Schnitt, Anhänger des Gerer Rabbi, wohl bewandert im Talmud — das sollte derselbe Berl sein? Aaron schien es, als hätte er zwei Brüder; Berl der Chassid war daheim geblieben in dem kleinen Städtchen, und neben ihm ging ein buckliger alter Arbeiter, ein weinerlicher, zerbrochener Jude . . .

Berl merkte, wie ihn Aaron musterte, und erriet, woran dieser dachte.

„Du musterst mich so und erkennst mich nicht wieder, was?" lächelte der ältere Bruder gutmütig. „Der andere Berl ist tot. Hier bin ich noch einmal geboren worden, ich selber erinnere mich nicht mehr des anderen Berl. Der hier ist ein ganz anderer."

„Aber Berl," Aaron lächelte tröstend, „wie kannst du nur so . . ."

Aaron wollte dem Bruder etwas Tröstendes sagen, aber er brach mitten im Satz ab.

„Aber ich habe nicht mehr soviel zu gehen, wie ich gegangen bin. Ich habe von dieser Welt nichts mehr zu fordern. Ich bin ganz zufrieden."

Jetzt erst verstand Aaron, wie der Bruder in seinem Joch und in der Sklavenarbeit doch nicht Mut und Hoffnung verloren hatte. Bisher konnte er nie begreifen, warum sein Bruder so ruhig und glücklich war, warum seine Augen so klar und rein geblieben waren. Jetzt sah er es. Der Bruder besaß den Glauben an die andere Welt, und je näher er ihr kam, desto glücklicher und ruhiger wurde er. Aaron war es, als sehe er seinen Bruder einer Insel zusteuern, wo die unermeßlichen Schätze seiner harrten, die er sein Leben lang gesammelt hatte; nun fuhr er hin, um sein Vermögen in Besitz zu nehmen. Je näher er der Insel kam, desto ruhiger, glücklicher wurde er. Der Glaube an die andere Welt war es, der dem Bruder die Kraft gab, mit soviel Ruhe und Geduld die Nöte dieser Welt zu tragen. Und zum erstenmal beneidete Aaron seinen Bruder um seinen Glauben. Er begann in seinem Leben nach etwas zu suchen, das dem Glauben des Bruders ähnlich wäre, aber er fand nichts. Sein Leben war leer, nur Armut, Alltäglichkeit und trockene Sklavenarbeit um das ärmliche Stückchen Brot . . .

„Komm mit mir, Aaron!"

„Wohin?"

„Ich werde dich zum Onkel Moses zurückbringen. Ich will für dich bitten, daß er dich wieder aufnimmt. Es ist wohl unser Schicksal . . . Wir sind ja im Galuth . . . So ist es der Wille von oben. . . Sag' mal, Aaron, betest du manchmal?"

„Ich habe nie daran gedacht", sagte Aaron mehr zu sich selbst.

„Wenn dem so ist, was soll dann das ganze Leben? Was lohnt es dann?"

„Was lohnt es dann?" sprach Aaron in Gedanken des Bruders Worte nach, und er wußte wirklich nicht, was das Leben lohnte, da er ein anderes Leben als das auf dieser Welt nicht besaß. Und dieses Leben war ein armes, ein häßliches, langweiliges Leben ... Dennoch ging Aaron mit dem Bruder zu Onkel Moses, um die Erlaubnis zu erbitten, dieses langweilige Leben fortzusetzen ...

5

ONKEL MOSES

Ein gut Stück Zeit, bevor unsere Geschichte einsetzt, tauchte eines Tages in einem kleinen Städtchen in Polen plötzlich ein Fremder auf; er war ganz anders gekleidet als die anderen Einwohner des Städtchens, trug einen kurzen, deutschen Rock und eine wunderlich karierte Hose aus Damentuch, einen breiten, steifen Hut und einen weißen, weit ausgeschnittenen Kragen, den man damals Vatermörder nannte. Große goldene Ringe an den Fingern und eine goldene Kette über der karierten Samtweste. Der Mann trug keinen Schnurrbart, aber einen kurzen Backenbart. Die Erscheinung des Fremden rief solches Staunen hervor, daß sicher eine Panik ausgebrochen wäre, wenn er nicht auf der Straße mit einem im Städtchen wohlbekannten Bewohner, nämlich mit Josef dem Grießmüller gesehen worden

wäre. Ältere Einwohner der Stadt erkannten bald in dem Fremden den ältesten Sohn Josefs des Grießmüllers, der vor vielen Jahren in die weite Welt gegangen war.

Jüngere Leute im Städtchen wußten gar nicht, daß Josef der Grießmüller noch einen älteren Sohn hatte, und die, welche sich doch daran erinnerten, hatten diesen längst für tot gehalten. Sein plötzliches Erscheinen in den Gassen des Städtchens weckte bei vielen Leuten Jugenderinnerungen. Sie erkannten in dem Fremden ihren Jugendfreund, ihren Chederkameraden; so traten sie denn auf den Fremden zu und begrüßten ihn mit dem großen „Scholem Aleichem". Bald durchdrang das ganze Städtchen die Kunde von der Ankunft des „Amerikaners", der aus der weiten, weiten Welt heimgekehrt war. Am Abend war die Wohnung Josefs des Grießmüllers belagert von Verwandten näheren und ferneren Grades, von Nachbarn und von Einwohnern ohne nähere Familienbeziehungen zum Grießmüller, die gekommen waren, um nach ihren Angehörigen in Amerika Erkundigungen einzuziehen. Auch wenn einer einen Sohn oder Bruder in Afrika, in Brasilien oder in England hatte, erkundigte er sich bei dem „Amerikaner" nach ihm. Denn, was eigentlich Amerika sei, darüber war man sich im Städtchen noch nicht ganz klar, und damals hieß alles Amerika — für die Stadtbewohner gab es von jenseits der Grenze an eine einzige große Stadt, die hieß „Amerika".

Bald begann ein Raunen und Rauschen im Städt-

chen von den fabelhaften Reichtümern des Amerikaners. Es gingen Erzählungen um von einem Stock mit goldenem Knopf, den er seinem Vater mitgebracht, und von goldenen Uhren und goldenen Ketten, die er seinen Brüdern und der ganzen Familie zum Geschenk gemacht hatte. Und als er am Sabbat in einem neuen karierten Anzug und einem Überzieher mit Seidenfutter über die Straße ging und beim Thoraaufruf, mit dem man ihn natürlich beehrte, dem Vater ein „Mischeberach" machen ließ und dabei einen ganzen Rubel spendete, da gab es solche Aufregung im Städtchen, daß es geradezu in Gluten und Wolken der Phantasie und der Legende über den Reichtum des Amerikaners gehüllt war. Josef der Grießmüller, der bisher in der Stadt nicht sehr angesehen gewesen war — er mahlte die ganze Nacht hindurch Grieß in einem kleinen Ladenraum und bei Tag ging er stets schläfrig herum — wurde mit einem Male ein so geachteter Bürger, als hätte er das große Los gezogen. Den ganzen Sabbat lang wurde Kugel und Schalet aus den Häusern der besten und vornehmsten Bürger der Stadt in die Wohnung Josefs des Grießmüllers getragen, um dem vornehmen Gast, dem Amerikaner, aufzuwarten.

Bald ging das Gerücht um, der Amerikaner sei hergekommen, um große Geschäfte zu beginnen, er würde gleich die nächste Woche anfangen, eine große Grießmühle zu bauen, und habe zu diesem Zwecke schon beim Gutsherrn ein großes Stück Feld vor der Stadt gekauft. Die Juden begannen zu

rechnen und wiegten sich freudig in der Hoffnung, mit des Amerikaners Hilfe ihr Glück zu machen. Als der Sabbat zu Ende war, besuchten Makler und Kaufleute aller Kategorien Josef den Grießmüller und begannen von verschiedenen Geschäften zu sprechen. Der eine schlug einen Handel mit Ochsen vor, der andere mit Wolle, ein dritter eine Anleihe für den Gutsherrn gegen hohe Zinsen. Andere gingen noch weiter und begannen, sich delikat und zartfühlend zu erkundigen, ob Herz und Hand des Gastes noch frei seien. Denn es war bekannt geworden, der Amerikaner sei noch ledig. Der Amerikaner hörte allen Besuchern sehr ernst zu, interessierte sich für alles, fragte nach allem und wollte alle Einzelheiten wissen, gab allen Hoffnungen, und es schien, als werde er im nächsten Augenblick das ihm vorgeschlagene Geschäft abschließen. Aber er machte keine Geschäfte in der Stadt.

Da sich der Amerikaner ein paar Wochen ohne Beschäftigung im Städtchen aufhielt, ruhig bei seinem Vater, dem Grießmüller, wohnte, und da sich an ihm kein Groschen verdienen ließ — so verlor er allmählich seinen ganzen Reiz. Niemand interessierte sich mehr für ihn. Seine karierte Hose weckte kein Staunen mehr, ja, nicht einmal seine goldenen Ringe und die Geschenke aus Gold gaben Anlaß zu Gesprächen. Josef der Grießmüller verlor auch sein Ansehen. Man hörte wieder bei Nacht die Mühlsteine in seinem Laden weinen und sah bei Tag nur einen verschlafenen, mit Mehl bestäubten Juden. Jedermann war mit eigenen An-

gelegenheiten beschäftigt, und der Amerikaner war erledigt.

Aber gerade als sich niemand mehr für ihn interessierte, begann der Amerikaner, für die Einwohner des Städtchens großes Interesse an den Tag zu legen. Er erkundigte sich bei jedem seiner Bekannten genau nach Beruf, Verdienst und Wochenverbrauch, besuchte fremde Wohnungen und sah sich genau an, wie die Leute dort wohnten und lebten, was sie aßen und worauf sie schliefen. Als man ihn fragte, weshalb er dies eigentlich wissen müßte, ob er den Leuten etwa Lebensunterhalt geben wollte, da lächelte er bloß:

„Man soll alles wissen. Wissen ist ein wertvoller Besitz!"

Einige Zeit später war der Amerikaner verschwunden. Einen jüngeren Bruder hatte er mitgenommen, dem Vater hatte er, wie man erzählte, ein paar hundert Rubel zurückgelassen, um die Mühle zu vergrößern. Wie er gekommen war, so verschwand er auch. Zuerst hatte man es gar nicht bemerkt. Als man aber dann doch feststellte, der Amerikaner sei fort, sagte man im Städtchen allgemein, es habe eben so kommen müssen. Denn Amerika sei ein Zauberland, das den, der ihm verfallen sei, nicht ruhen lasse. Wer einmal die Schwelle Amerikas betreten hat, der kann in keinem andern Lande mehr seßhaft werden, und wäre es auch sein Geburtsort; denn es zieht ihn nach Amerika zurück, wie es den Dieb zu seinem Raube zieht . . .

Aber bald nach dem Amerikaner begann das ganze

Städtchen nach Amerika zu wandern. Im Anfang war es gar nicht zu merken, daß die Einwohnerzahl des Städtchens immer mehr zusammenschmolz. Die Alten zogen auf den Friedhof, die Jungen nach Amerika ... Zuerst nahm der Amerikaner seine Angehörigen hinüber ... erst die Brüder, dann die übrige Familie, die Kinder der Brüder, die Oheime und deren Söhne und Schwiegersöhne. Später aber begannen sich Kinder von Schwägern und entfernten Verwandten, schließlich Bekannte und einfache „Landsleute" an ihn um Schiffskarten zu wenden. Der Amerikaner wurde allmählich zu einer Art Verwandtschaftsmittelpunkt auch für ganz fremde Leute; sie waren bemüht, irgendeine entfernte Verschwägerung mit ihm herauszufinden: die legten sie ihm dann in einem Brief dar und baten ihn um eine Schiffskarte. Der Amerikaner schlug die Bitte niemals ab. Und allmählich verlief sich das Städtchen.

Die Gruppen in der alten Schul' wurden lokkerer, ganze Familien verschwanden. Der Dajan, welcher am Sabbat nach dem Abendgebet die Bibel erklärte, hatte immer weniger Zuhörer. Und bald sah man im Städtchen mehr Frauen als Männer, und es gab schließlich nur noch Greise und kleine Kinder, aber keine erwachsenen Leute mehr. Alle waren zum Amerikaner gefahren. Sogar der alte Grießmüller schloß seinen Laden — das Weinen der Mühlsteine auf dem Alten Markt zur Nachtzeit hörte auf — und fuhr nach Amerika, um seine Kinder noch vor seinem Sterben zu sehen. So fuhr das ganze

Städtchen dem Amerikaner nach, als zöge er sie mit einem Zauber hin — und das dauert bis auf den heutigen Tag . . .

In Amerika fanden die Bewohner des Städtchens einander wieder. Auf der Bowery stand ein drei Stock hohes Haus, staubig und schmutzig vom Ruß der Hochbahn und vom Straßenstaub. In seinem obersten Stockwerk saß die ganze Stadt Kusmin . . . und nähte Kleider beim „Amerikaner". Alle saßen sie auf der Bowery! Die Gelehrten des Städtchens, die Leute von vornehmer Abkunft zusammen mit den Handwerkern und den anderen unteren Schichten und unwissenden Leuten der Heimat — alle saßen sie im obersten Stockwerk des Hauses in der Bowery und nähten, nähten, nähten. Die, welche einmal hinkamen, blieben dort ihr Leben lang. Sie kannten nur einen Weg: des Morgens auf die Bowery, des Abends von der Bowery nach Hause. Und am Tore des Hauses auf der Bowery war ein kleines verstaubtes Schild angebracht, welches den Namen des Amerikaners trug: „Moses Melnik".

6

DIE „AMERIKANER" IN AMERIKA

Im Kleidermagazin stand der „Amerikaner", Onkel Moses, ohne Rock, und schnitt mit einer großen Schneiderschere seine Fingernägel. Das ganze Lokal entlang standen lange, breite Tische, auf denen bis zur halben Höhe des Raumes Haufen von

Kleidern aller Art lagen: Röcke, Blusen, Hosen, Westen.

Zwischen den Tischen liefen geschäftig kräftige junge Leute umher, groß gewachsen, breitschultrig, mit steifgewölbter Hemdbrust. Sie arbeiteten lautlos, aus Furcht vor dem „Onkel". Nur von Zeit zu Zeit gab einer dem anderen einen Wink mit den Augen. Es war noch sehr früh am Morgen, die Schneider kamen erst allmählich zur Arbeit.

„Kusmin kommt gekrochen, schau nur, wie Kusmin kriecht." Onkel Moses deutete mit der großen Schere auf die Juden, die eintraten; ein Teil von ihnen trug noch den Bart, ein anderer war bereits rasiert, viele waren alt und gekrümmt, zum Teil waren es jüngere Leute und solche in mittleren Jahren, welche mit einer gewissen Faulheit eintraten und die Treppen zum obersten Stockwerk emporklommen, wo die Arbeitsstühle standen.

„Sieh nur, sieh, wie Kusmin daherkriecht — he, du grüner Nute! Wie hat er doch daheim geheißen? Nute Buttermilch." Onkel Moses hielt mit diesem Ruf einen von den Arbeitern an, einen Mann in mittleren Jahren, in dessen Augen noch der Schlaf lag und dessen Schläfenlocken naß vom Waschen waren; er ging faul vorwärts.

„Warum kriechst du so? — Wir sind nicht in Kusmin! — In Kusmin wird gekrochen, in Amerika wird gelaufen. Verstanden? — Heb nur besser die Füße, du grüne Gurke!"

Die Juden an den Kleidertischen lachten laut auf; es schien ihnen daran zu liegen, dadurch des Onkels

Wohlwollen zu erwerben — aber voll wagte sich ihr Lachen nicht hervor. Der Onkel hob seine Augen, die schütteren gelben Brauen versteckten sich in den Fettwülsten des Gesichtes; als die Leute des Onkels „nackte Augen" sahen, die in seinem breiten, fetten Gesicht saßen, da brach ihr Lachen jäh ab.

„He, junger Mann, komm nur her!" Der Onkel winkte einem jungen Menschen zu, dessen rundlicher, gestutzter Bart Zeugnis dafür ablegte, daß sein Besitzer fromm war; er kam viel später als alle anderen. Das erlaubte er sich zunächst deshalb, weil er ein Vetter des Onkels war, und zweitens, weil er erst vor kurzem geheiratet hatte; auf seinen weichen Wangen, die der Schlaf geformt hatte, war noch der Duft der Küsse zu spüren, die der junge Ehemann nachts genossen hatte . . .

„Junger Mann, das erledigt man am Sabbat, da kostet es kein Geld — nicht an Wochentagen; denn mitten in der Woche, da kostet es mein Geld — verstanden?"

Der junge Mann, welcher sich eine besondere Stellung unter den Arbeitern zuschrieb, weil er ein Vetter des „Onkels" war, sah diesen verständnislos an. Dann erlaubte er sich zu fragen:

„Was meint der Onkel?"

„Das Schlafen mit der Frau."

Eine Blutwelle schoß in das Antlitz des jungen Mannes, er wußte nicht, wohin er seine Augen wenden sollte. Die jungen Leute bei den Tischen platzten mit einem Gelächter los, welches der Onkel

wieder mit einem Blick seiner Augen und dem Emporziehen seiner dünnen Brauen dämpfte.

„Harry, nimm ihn in die Arbeit", rief ein Bursche von draußen herein und schob einen riesenhaften Italiener und seine Frau in die Tür des Ladens.

„Don't be afraid, don't be afraid, I'll sell you the best suit."

Und ehe der Italiener noch Zeit hatte, sich umzusehen, hatten ihn schon zwei Burschen gefaßt, ihm die Hose abgezogen und eine andere angezogen, die ihm zu kurz und so eng war, daß die Nähte krachten. Dann zwängten sie ihn in einen zu kurzen Rock, aus welchem der Riese zwei lange Hände hervorstreckte, von denen er gar nicht wußte, woher sie ihm auf einmal gekommen waren — ein Bursche zog an dem Rock von rückwärts, der andere von vorne, sie richteten ihm den Brustlatz, klopften ihm kräftig auf die Schultern, und sofort sprang ein dritter mit einem Spiegel hinzu und ließ den Italiener sein Spiegelbild sehen:

„Doesn't he look like a gentleman? Sam, sieh nur her, schau dir den Goj an", rief der Bursche, welcher dem Italiener den Anzug anprobiert hatte, einem andern zu.

„Doesn't he look like a gentleman?"

„Natürlich, so soll er leben." Sam strich mit seiner großen Hand über die Schulter des Italieners, um den Anzug zu glätten. „He is all right."

Ein Mädchen trat ein. Ihre beiden schwarzen Zöpfe waren frisch gekämmt und gestrählt und hingen, mit roten Maschen verbunden, über ihre Schultern.

Die braune Jacke, die sie trug, hatte sie wohl schon ausgewachsen, und sie war abgetragen, aber rein. Ein scharfer Essiggeruch strömte von der Kleidung aus, da das Mädchen die Flecken mit Essig ausgeputzt hatte. Über den Rock war eine weiße Schürze gebunden, die den Eindruck machte, als ginge das Mädchen zum Examen in die Schule.

„Ich will den Onkel Moses sehen. Kann ich ihn sehen?" fragte das Mädchen den erstbesten Burschen, den sie bei der Türe traf.

Der sah sie an.

„Onkel Moses ist nicht hier. Was willst du von ihm?"

„Ich weiß schon, was ich will." Das Mädchen ging weiter und fragte einen andern Burschen.

„Ich will den Onkel Moses sehen."

Onkel Moses, welcher, noch immer die große Schneiderschere in der Hand, die er sein ganzes Leben lang nicht losließ, im Hintergrund seines Geschäftes zwischen der Tür zu seinem Privatkontor und dem Treppenaufgang zu den Arbeitsräumen stand, hörte die Frage des Mädchens. So fragte er denn von weitem, ohne seinen Blick von seinen Nägeln zu erheben:

„What is the matter?"

An dem Ton der Frage erkannte das Mädchen, daß dies Onkel Moses war; sie ging rasch auf ihn zu und sagte in kindlich bittendem Tone:

„Please, Onkel Moses, be good to my father. Du kannst ihm helfen. Please, hilf ihm."

„Wem gehört die da?" fragte der Onkel seine Angestellten.

Die Burschen zuckten mit den Achseln, um pantomimisch auszudrücken, daß sie es nicht wüßten.

„What is your name? Wem gehörst du?"

„My name is Mascha. Ich bin Aaron Melniks Tochter. Du bist sein Onkel. I know, du bist Onkel Moses — Pa hat es gesagt."

„Ah, dem gehörst du! Ich weiß schon. I know — was willst du?"

„Ich will, du sollst Pa hundert Dollar borgen. Pa will business anfangen. Er hat kein Geld. Du hast Geld. Please, borge ihm hundert Dollar. Please, Onkel."

Onkel Moses erhob seine Augen. Er wollte dem Mädchen etwas sagen. Doch als er die beiden feuchten, schwarzen Zöpfe und die weiße Schürze sah, senkte er die Augen wieder.

„Go home, kid, go zur Mutter. Ich will sehen, was ich tun kann."

„Wirst du Pa hundert Dollar borgen, wenn er business anfangen will, Onkel? Yes?"

„All right, go home. Ich will sehen, was ich tun kann."

Mascha stand noch vor dem Onkel, als die Tür aufging und ihr Vater Aaron mit seinem ältesten Bruder Berl eintrat. Beide schoben sich ängstlich herein und steuerten furchtsam auf den Onkel zu.

„Da ist Pa!" rief Mascha, als sie den Vater sah. „Weißt du, Vater, Onkel Moses hat gesagt,

daß er dir Geld borgen wird, um business anzufangen."

„Was tust du hier? Geh nach Hause! Nach Hause, geh!" Aaron schämte sich vor den Leuten, weil sein Kind gekommen war, um für ihn zu bitten.

Mascha drückte sich in eine Ecke.

„What is the matter?" schrie der Onkel schon von weitem, als er die beiden Brüder eintreten sah. Dieses „What is the matter?" zwang die Brüder, stehen zu bleiben.

Sam, ein kräftiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, lief herbei, hielt die Brüder an und flüsterte ihnen etwas zu.

Sam war Onkel Moses' Liebling. Er war der Sohn seiner Schwester, den Onkel Moses nach Amerika gebracht und ins Geschäft genommen hatte. Sam war dem Onkel sehr ergeben und wahrte immer und überall des Onkels Interessen. Der Onkel wußte das und schenkte dem jungen Manne mehr Vertrauen als allen anderen. Er machte ihn zum Kassierer. Niemand durfte Gelder in Empfang nehmen, wenn er etwas verkaufte, außer Sam. Onkel Moses liebte Sam, weil er ihm ähnlich sah. So hatte Onkel Moses ausgesehen, als er in der Heimat noch Fleischerbursche gewesen war. Sam konnte beim Onkel alles erreichen, und alle Landsleute, die etwas vom Onkel wollten, wandten sich zuerst an Sam, damit er ihr Fürsprecher sei.

„Sam, leg' ein gutes Wort für ihn ein. Du tust etwas Gutes damit. Sam, tu Aaron den Gefallen, tu

ihm den Gefallen, sei gut!" bat Berl Sam für seinen Bruder.

Sam ging zum Onkel und sagte:

„Onkel, Aaron Melnik aus Kusmin ist wieder zur Arbeit gekommen — sollen wir ihn wieder aufnehmen?"

„Nothing doing!" Der Onkel begann sich mit der Schere zu beschäftigen, was bei ihm das Zeichen war, daß „alle Tore geschlossen waren". „Er kann ja mit dem Bruder nach Brooklyn Schürzen nähen gehen. Zusammen mit den Italienermädeln, ich brauche ihn nicht mehr. Für mich ist er schon zu alt."

Sam gab Berl einen Wink mit der Hand und verzog die Lippen. Das sollte bedeuten, daß er nichts tun konnte.

„Onkel, habt doch Mitleid mit ihm." Berl raffte sich auf und trat dem Onkel einen Schritt näher. „Er hat doch Weib und Kinder. Der Onkel muß doch Mitleid haben mit seiner Frau und seinen Kindern. Der Onkel wird wirklich ein gutes Werk tun. Es ist eine große Mizwah."

„Ich tue keine Mizwah. Davon hab ich schon genug. Ich ernte dafür ohnedies nur Schimpfworte und Flüche. Was hat er mir gesagt? Sag' doch, Sam, was er zu mir gesagt hat, wie er von oben heruntergekommen ist."

„Der Onkel braucht sich wirklich nicht zu kümmern, was er gesagt hat und wer es gesagt hat. Lauter Schnorrer. Ohne den Onkel wären sie doch alle in Kusmin verfault. Der Onkel hat ihn her-

genommen, mit Sack und Pack, ihm Geld geschickt und Schiffskarten. Oh, und er wagt es, gegen den Onkel etwas zu sagen. Es ist sein Glück, daß ich damals nicht im Geschäft war. Ich hätte ihm gezeigt, was das heißt, gegen den Onkel etwas sagen." In mächtigem Wortschwall erhitzte sich Sam plötzlich für den Onkel.

„Ach was, man sagt soviel. Er hat etwas gesagt. Weiß er denn um Himmels willen, was er redet? Es geht ihm schlecht, da redet er — Gott verzeiht doch auch. Er hat eben Unsinn geredet. Da kann ihm doch . . ."

„Unsinn? Bei mir wird kein Unsinn geredet; bei mir wird gar nicht geredet — bei mir wird geschwiegen. Verstanden? Schweigen!" Der Onkel hob die Brauen. „Wie hat er doch daheim geheißen, Sam?"

„Aaron Gorgel."

„Gorgel hat man ihn genannt," der Onkel lachte aus vollem Halse, „Gorgel, sehr gut — aber hier in Amerika wird nicht gegurgelt, in Kusmin wird gegurgelt, nicht hier in Amerika."

Aaron stand die ganze Zeit mit gesenktem Kopf, den Blick in die Erde gebohrt. Geduldig ließ er über seinen Kopf allen Spott niederprasseln und schwieg. Er hatte nur den einen Wunsch, so schnell als möglich wieder ins oberste Stockwerk zur Maschine zu kommen und wieder in das Triebrad seines bisherigen Lebens eingespannt zu werden.

„Der Onkel kann doch Mitleid haben, wenn schon nicht mit ihm, so mit seiner Frau und seinen Kindern.

Was sind denn sie daran schuld, wenn er Unsinn schwatzt? Er wird schon nicht mehr reden, er wird schon daran denken sein Leben lang . . ."

„Nothing doing!"

Mascha stand im Winkel; sie sah und hörte, wie ihr Vater verspottet und beleidigt wurde. Ihre Wangen glühten und ihre Hände zitterten. Zuerst war sie verwundert, daß der Vater alles über sich ergehen ließ und schwieg. Dann aber schmerzte es sie. Sie wollte weinen, schreien. Gewaltsam hielt sie sich zurück. Sie sagte sich: es sind mächtige Leute, sie wissen, was sie tun. Aber als sie hörte, daß ihr Vater „Gorgel" genannt wurde, da sprang sie aus ihrem Winkel hervor, in dem sie sich die ganze Zeit versteckt hatte, ging auf den Vater zu und faßte ihn bei der Hand. Große Tränentropfen hingen an ihren Wimpern:

„Komm nach Hause, Pa. Bleib nicht hier, Pa. Das sind schlechte Menschen . . . Hab' keine Sorge, Pa. Wir werden schon leben. Wir werden uns schon Rat schaffen . . . Nimm kein Geld von ihm" (dabei wies sie auf Onkel Moses). „Du bist ein schlechter Mensch," rief sie Onkel Moses zu, „ein Vieh, ein Biest, ein Hund — das bist du!"

„Mascha, um Gottes willen, was tust du? Bitte den Onkel um Verzeihung. Was hast du gesagt?"

„Ich will den Onkel nicht um Verzeihung bitten. Komm nach Hause, Pa, komm, ich will nicht, daß du hier bleibst."

„Schaut, daß ihr hinauskommt", schrie Sam und drängte Aaron, Berl und Mascha gegen die Türe.

Onkel Moses erhob seine Brauen. Seine feuchten, blaßblauen Augen traten hervor; er legte die Schere weg, faltete die Hände über dem Bauch und schaute das Mädchen an, das den Vater an der Hand hielt und fortzog. Er biß sich auf die rasierte Oberlippe und sprach halb vor sich hin:

„I like the kid."

Als Sam des Onkels Stimme hörte, ließ er die beiden Männer und das Mädchen los. Eine Minute lang blickte der Onkel auf das Mädchen, und Mascha schaute ihn an. Des Onkels Blick irrte verlegen umher. Er wurde ernst, biß sich auf die Lippen und sprach zu Mascha:

„Ich wünschte, du wärest meine Tochter."

Mascha sah ihm fest ins Gesicht. An ihren Augenwimpern hingen Tränentropfen und sie antwortete:

„I hate you!"

Der Onkel lächelte. Seine großen, fleischigen Lippen öffneten sich und entblößten seine gesunden weißen Zähne; er spielte mit seiner goldenen Uhrkette und rief dann nach einer Weile:

„Sam!"

„Yes, Onkel." Sam lief eifrig herbei.

„Wie hat er doch daheim geheißen?" Onkel Moses deutete auf Aaron.

„Gorgel."

„Nimm den ‚Gorgel' hinauf und setz' ihn zur Arbeit. Er bekommt von nun ab fünf Dollar mehr Lohn — für die da" (dabei deutete er auf Mascha).

Onkel Berl, Aaron, Sam und alle Angestellten

rissen Mund und Augen auf und blickten den Onkel an, ob er es wirklich ernst meine.

„Siehst du, danke dem Onkel, küss' ihm die Hand", schrie Berl Mascha zu.

Mascha blickte auf den Vater. Was wird der Vater tun? Sie sah, wie Pa voll Freude die Treppe emporsprang und hinter Sam dem Arbeitsstuhl zueilte. Der Onkel rief ihm nach:

„Geh, Gorgel, geh."

Pa antwortete nicht, er lächelte glücklich.

Mascha lief rasch aus dem Geschäft hinaus; wie helle runde Perlen rollten die Tränen über ihre glühenden Wangen.

7

ONKEL MOSES' LEBEN

Die ganze letzte Zeit hatte Onkel Moses sehr viel über sich, über sein Leben, seine Vergangenheit und seine Zukunft nachgedacht. Und als Mascha gegangen war, versank Onkel Moses wieder in Nachdenken. Mascha, das halbe Kind, hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht.

Eine Kindheit hatte Onkel Moses nie gehabt. Er war bei seinem Vater, dem Grießmüller, aufgewachsen. Der mahlte Grieß für die Bauern, und seine Kinder hungerten dabei. Von Kindheit auf mußte Moses arbeiten und selbst verdienen: Körbe vom Markt hinter einer Hausfrau hertragen oder ins Schlachthaus laufen, um ein Huhn schlachten zu lassen. Im

Schlachthaus freundete er sich mit den Fleischerburschen an, und die verließ er nicht mehr. Er half ihnen beim Anbinden der Tiere, hier und da durfte er auch einem geschlachteten Schaf das Fell abziehen. So verdiente er sich sein bißchen Brot und wuchs dabei ganz einsam auf. Er hatte niemanden und gehörte niemandem. Als er sich stellen mußte und Angst bekam, man könnte ihn bei den Soldaten behalten, ging er eines Tages durch, entwischte über die Grenze und fuhr auf einem Rindertransportschiff über das große Wasser, ohne Billet; er arbeitete, indem er die Ochsen füttern half. Mit schmerzenden Seiten von den Hieben, welche ihm die Matrosen auf der Reise austeilten, und mit zwei Rubeln in der Tasche hatte er das amerikanische Festland betreten — und jetzt war er Moses Melnik, der Großkonfektionär auf der Bowery, der Präsident der „Congregation Ansche Kusmin". Halb Kusmin steht in seinen Diensten, die vornehmsten Juden seiner Heimatstadt sind bei ihm Arbeiter oder Bügler, sie zittern vor ihm und schmeicheln ihm; Moses Melnik besitzt einige Miethäuser, in denen die Landsleute aus Kusmin wohnen. Einige Betten im Hospital „Bikur Cholim" tragen seinen Namen, und in ihnen liegen die Juden aus Kusmin krank, wenn sie alt werden; der Name Moses Melnik leuchtet mit Goldbuchstaben über dem Tore „Schaar Rachmim" am Eingang des Friedhofes, auf dem die Leute aus Kusmin ruhen, wenn sie gestorben sind.

Doch was hat Moses Melnik von seinem Leben?

Manchmal scheint es ihm, auch er sei, ebenso wie seine Arbeiter, ein Faden, der in eine Nadel eingefädelt ist. Die Maschine läuft, und die Nadel näht, ob sie nun will oder nicht ... Alle Menschen in Amerika sind in die Nadel eingepfriemt, auch Moses Melnik; vom ersten Tage an, da er Bierflaschen aus dem „Saloon" benannten kleinen Gasthaus austrug, in welchem er am ersten Tage nach seiner Ankunft Arbeit gefunden hatte, bis heute steckt Moses Melnik in der Nadel und hat keine einzige Minute lang Zeit gehabt, still zu stehen und nachzudenken. Die Energie hat ihn wie eine wahnsinnig gewordene Maschine vorwärts getrieben und keinen Augenblick nachgelassen. Nächtelang hat er auf seinem Bett gelegen und hat Pläne entworfen, wie er sein Fortkommen aufbauen sollte.

In seinem Leben hat Moses Melnik auf verschiedenen Betten gelegen. Auf schmutzigen Strohsäcken in finsteren Herbergen und auf breiten, reinen Betten in hellen Zimmern — aber auf allen hat er die Nächte nur mit Geschäftsplänen verbracht; mit dem Plan, einen Lunchroom an einer Straßenecke nicht weit von einer Fabrik zu eröffnen, dem ersten Plan, den er verwirklichte. Er leitete auch diesen Lunchroom in den ersten Jahren nach seiner Ankunft bis zu seiner Verheiratung. Dann vertauschte er ihn gegen einen Laden mit zurückgesetzter Männerkleidung, die er in großen Fabriken zusammenkaufte und in den Südstaaten durch Reisende verkaufen ließ. Aus diesem Geschäfte erwuchs eine Konfektionsschneiderei für Männer-

kleidung. Immer war Josef Melniks Kopf voll von Zukunftsplänen. Später entstanden die Pläne, Häuser zu bauen. Diese Idee hatte ihn wie eine Manie ergriffen. Wo er einen leeren Platz sah, wollte er ihn mit hohen Zinshäusern bebauen ... Und gerade damals hatte er zu bauen begonnen, als es mit dem Gelde bei ihm am knappsten stand, gerade damals, als er vor einer Krise, vor einem Abgrund stand — gerade damals hatte er sich entschlossen, die größten Unternehmungen durchzuführen. Das war für ihn wie ein Spiel, wie eine Wette, als wollte er seine eigenen Kräfte an sich selbst erproben.

Nicht die persönlichen Bedürfnisse trieben Onkel Moses zur ewigen Jagd nach Geld. Er selbst hatte sehr geringe Lebensbedürfnisse. Für sich selbst brauchte er gar nichts. Es machte keinen Unterschied für ihn, in was für einer Wohnung er wohnte, in was für einem Bett er schlief. Noch jetzt hatte er oft Sehnsucht danach, in einer Herberge zu schlafen, und das helle Zimmer mit dem weichen Bett und den graziös geschnitzten Möbeln, auf die er sich nicht ordentlich hinzusetzen traute, machte ihm eigentlich gar keine Freude ... Noch jetzt ging er oft zur Lunchzeit mit seinen Arbeitern in einen billigen Lunchroom und schlang dort stehend, in Eile, sich drängend, einen Sandwich, eine Suppe oder eine Tasse Kaffee hinunter. Mit den Geschäftsleuten in einem vornehmen Restaurant zu essen, hatte er nie recht Lust; nicht deshalb, weil er etwa geizig gewesen wäre, sondern weil er an das ärmliche Leben, in welchem er den größten Teil seiner Tage verbracht

hatte, mehr gewöhnt war und daran mehr Freude hatte als an dem reichen Leben. Etwas anderes als das Geld war es, was ihn im kalten Winter so zeitig aus dem Bett trieb, damit er nur ja der erste im Geschäft sei und sehen könne, ob die Arbeiter zur rechten Zeit zur Arbeit kämen; etwas anderes als das Geld war es auch, was ihn bewog, in den heißen Sommermonaten in der Stadt zu bleiben. Obwohl er sehr unter der Hitze litt, welche auf seinen dicken Körper schädlich einwirkte, wollte er doch nie in eine Sommerfrische gehen, sondern stand in seinem Geschäft zwischen den Haufen staubiger Kleider, atmete schwer und fächelte mit dem steifen Hut sein erhitztes Gesicht, fuhr sich mit einem Taschentuch über den von der Hitze roten, dünn behaarten Kopf und wollte sich nicht einmal auf Sam verlassen, dem er doch sein Vertrauen schenkte. Es war nicht das Geld, es war mehr als das Geld — es war, als sei er ein Sklave seiner unerschöpflichen Energie geworden, die ihn wie eine Teufelsmacht vorwärts trieb, deren Befehlen er blind gehorchen mußte.

Denn Onkel Moses hatte niemanden, für den er arbeiten und dem er sein Geld hinterlassen konnte. Onkel Moses war Witwer. Er hatte wohl Kinder, aber nicht von seiner Frau, sondern von der Frau eines andern Mannes, und wußte dabei nicht einmal, ob diese Kinder seine eigenen waren . . . Jedenfalls liebte er sie nicht.

Das war so gekommen. Als Onkel Moses noch jung war und den Lunchroom gegen ein Geschäft

mit zurückgesetzter Männerkleidung vertauschen wollte, hatte er die Tochter eines Kompagnons geheiratet. Diese Heirat war mehr aus geschäftlichen Gründen als aus Liebe erfolgt. Onkel Moses wußte in seiner Jugend nichts von Liebe. Er war von seinen Plänen und Geschäften so in Anspruch genommen, daß er für derlei Dinge keine Zeit fand ... Seine junge Frau aber, welche aus Galizien stammte und zur Sentimentalität neigte, ein schwächliches, zartes Geschöpfchen, hatte ihn wirklich lieb. Nicht allein seine Person — sie hätte jeden Mann, der sie heiratete, lieb gehabt, weil sie dazu geschaffen war, zu lieben, zu vergöttern und zu dienen, wer es auch sein mochte ... Sie blickte zu ihm wie zu einem Gott empor, hatte Ehrfurcht vor seinem breiten Mannesnacken, Furcht vor seinem ernsten, sorgenvollen Antlitz und bewunderte seine Energie und seine Tatkraft. Doch er sah sie nicht. Er hielt sie für einen Gegenstand ... Oft, wenn sie bei Nacht neben ihm lag, hatte sie Sehnsucht nach Liebkosungen, nach Zärtlichkeiten, Sehnsucht danach, sich an ihn anzuschmiegen, gestreichelt, wie ein Kind verzärtelt zu werden; doch er lag da, den schweren Körper zur Wand gekehrt, entweder laut schnarchend oder mit Gedanken an seine Unternehmungen beschäftigt. Sein Kopf war stets voll von Röcken, Hosen, Westen, Knöpfen, Leinwand, Tuch — er dachte immer nur an diese Dinge und sah nicht um sich. Forderte die Natur ihr Recht, so tat er seine Pflicht, grob und ohne Sentiment, wie man sein Mittagmahl einnimmt, den Mund abwischt und sich vom Tisch

erhebt ... Die junge Frau aber hatte Sehnsucht nach Liebe, nach Zärtlichkeit und Wärme ... Das hatte er nicht und konnte es nicht geben. Er verstand ihr Verlangen nicht und wunderte sich, warum sie keine Kinder hatte. Als er einmal bei einem seiner Freunde, einem älteren Manne, bei der silbernen Hochzeitsfeier war und sah, wie die Kinder den Eltern eine Torte mit brennenden Kerzchen brachten und ihre Freude teilten, da kam er böse nach Hause und fuhr seine Frau brummig an:

„Kinder ... Warum hast du keine Kinder? ... Geh zu einem Arzt!"

Doch die Frau hatte keine Sehnsucht nach Kindern, sondern nach Liebe, und der Durst nach Liebe verzehrte sie. Von Tag zu Tag wurde sie schwächer und kränkelte immer mehr. Onkel Moses hatte großes Mitleid mit ihr. Sein Leben machte ihm keine Freude mehr. Wenn er einmal mit guten Freunden ausging, um den Abend in lustiger Gesellschaft zu verbringen, machte er sich Vorwürfe, daß er seine Frau allein zu Hause gelassen hatte. Er ließ seine Gesellschaft im Stich und eilte heim; doch seiner Frau konnte er nichts geben. Er wußte nicht, warum sie kränkelte, und da er ratlos war, schrie er sie an:

„Was ist dir? Warum gehst du nicht zum Arzt? Warum bist du krank?"

Schon einige Jahre vor dem Tode der Frau hatte er keine Frau mehr ... Das war der Anlaß, daß er häufig darüber nachdachte und begann, den Frauen nachzusehen ... An einer jungen Frau in einem

jüdischen Restaurant, in welchem er den Lunch zu nehmen pflegte, fand er Gefallen. Sie war brünett und hatte schmale, schwarze Augenbrauen; ihm gefielen die schwarzen Härchen, welche wie Schläfenlocken an ihrem Wangenansatz sproßten. Als er sie einmal sah, wie sie hinter dem Büfett in einer weißen Bluse und einer Schürze mit den Schlüsseln klapperte und dem Kellner Befehle erteilte, da erinnerte sie ihn an den jüdischen Hausfrauentypus in der alten Heimat, und er begann mit ihr zu kokettieren, überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten und bat sie, mit ihm zusammen auszugehen. Alles wunderte sich über Moses Melnik; doch der fühlte sich sehr wohl mit dieser Frau, die ganz zu ihm paßte. Ihr Mann merkte, was vorging und merkte es auch nicht — in jedem Fall tat er so, als wüßte er nichts. Onkel Moses hielt es heimlich mit der Wirtin des jüdischen Lunchrooms, und sie hatte jedes Jahr ein Kind, das auf seine Rechnung ging ... Er selbst wußte nicht, ob es seine Kinder waren oder die ihres Mannes ... Der Mann kam von Zeit zu Zeit, um von Onkel Moses mit der Drohung eines Skandals Geld zu erpressen, und Onkel Moses gab es ihm. Dieses Geschäft vertraute er Sam an, der ihn stets von allen Sorgen auf diesem Gebiete befreite und alles ohne Aufsehen „arrangierte".

Daß Onkel Moses mit einer anderen Frau lebte, gab seiner eigenen zarten Frau vollends den Rest. In kurzer Zeit starb sie, ohne ihm ein Kind zu hinterlassen. So hatte Onkel Moses eigentlich keinen Leibeserben. Die Kinder der Frau des Gastwirtes

gehörten offiziell diesem, und Onkel Moses wußte ja gar nicht, ob es seine Kinder waren... So lebte Onkel Moses zehn Jahre lang als Witwer. Alle Leute sagten, er sei noch ein junger Mann, und in seinem Geschäft gab ein Schadchen dem anderen die Türklinke in die Hand. Onkel Moses dachte nicht daran, zum zweiten Male zu heiraten. Er brauchte das nicht. Seine heimlichen Beziehungen zur Frau des Gastwirtes hielt er weiter aufrecht. Doch als er sich den Fünfzigern näherte, fühlte er eine gewisse Einsamkeit und die Sehnsucht nach Familie. Seine geschäftlichen Energien begannen ein wenig zu erlahmen, er hatte nicht mehr die gleiche Lust wie früher, neue Häuser zu bauen oder neue Unternehmungen zu gründen, begann sich mit den alten Geschäften zu begnügen und bekam Sehnsucht nach einem warmen Heim, nach Kindern, die ihm gehörten, mit denen er an Feiertagen in der Schul' beten und sich vor seinen Bekannten zeigen könnte... So dachte er viel ans Heiraten und ließ sich Partien antragen.

Doch alle Frauen, die ihm vorgeschlagen wurden, mißfielen ihm. Es waren Witwen, verlassene Frauen, Frauen mit Söhnen und mit Töchtern, mit Berufen und mit Geschäften. Aus Langeweile ließ er seinen alten Vater aus der kleinen Stadt zu sich kommen, forschte nach den entferntesten Gliedern seiner Verwandtschaft und holte sie nach Amerika. Doch er liebte seine Verwandten nicht und machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie alle nur für die Schneiderei, für die Nähmaschine oder das Bügeleisen taugten.

Kein einziger gebildeter Mensch war unter ihnen, kein einziger, der unabhängig gewesen wäre, der allein seinen Weg gemacht hätte, der ihm, Onkel Moses, gleich gewesen wäre, so daß er mit ihm ein vertrauliches Wort hätte sprechen können. Onkel Moses verachtete ihr Sklavenwesen, das er selbst geschaffen hatte, verachtete ihre Schmeicheleien und ihre Demut vor ihm. Er suchte unter ihnen einen Menschen, der selbstbewußt wäre, der zu ihm spräche wie zu seinesgleichen. Und als Mascha aus ihrem Winkel ihn ansprang und ihm die Schimpfworte: „Biest", „Hund" entgegenschleuderte, da machte das starken Eindruck auf ihn. Zum ersten Male hörte er, daß ihn jemand beschimpfte. Und wer war das? Ein Mädchen, ein Kind, dessen Los ganz von ihm abhing. Sie wollte ja nichts von ihm — „I hate you", lachte er in sich hinein. — „Sie haßt mich, weil ich ihren Vater beleidigt habe." Und er beneidete Aaron Melnik um das Kind, das sich seiner annahm . . .

Alles hätte er Aaron Melnik gegeben für das Kind, das sich seiner annahm . . .

Onkel Moses hielt sich noch für einen jungen Mann. In seinem Innern fühlte er noch gar nicht das Alter, welches sein fettes Gesicht und sein schwerer Körper so schändlich auf Schritt und Tritt verrieten. Er sah nicht oft in den Spiegel, und überdies gingen die Veränderungen in seinem Gesicht und auf seinem Körper so langsam vor sich, daß er sie gar nicht bemerkte, und meinte, sein Gesicht habe sich nicht geändert. In seinem Innern aber

fühlte er noch die Kraft, ganz von neuem anzufangen. Jeder neue Gedanke entfesselte in ihm Ströme von Energie; und der Gedanke, welcher ihn jetzt plötzlich mit einem Schlage durchfuhr, schlug wie eine Flamme in ihm auf und weckte in ihm einen Strom von Leben.

„Ich muß sie erziehen .... erziehen für mich. Sie soll mein Kind sein und sich meiner annehmen." Ein neuer Energiestrom ergoß sich durch seine Adern ...

Mit der gleichen Stoßkraft, mit der Onkel Moses gewohnt war, einen Plan auszuführen, der ihm eingefallen war, ging er nun an die Ausführung dieses Planes ...

8

DER NEUE PHARAO

Kusmin diente treu seinem „Pharao". Kusmin saß eifrig bei der Arbeit und nähte Röcke, Hosen und Westen für Leute, von denen es nicht die geringste Ahnung hatte. Ganz Kusmin saß oben in der Werkstätte bei Onkel Moses. Reb Joel Chaim, der Vorsteher der Kusminer Schul', Itsche der Schustergeselle, Jankel der Frauenschneider, Kusmins Elegant und Don Juan, welcher einst die Herzen der Kusminer Frauen gebrochen hatte, und Chaim der Bader, welcher den Frauen Blutegel setzte — was immer einer Frau in Kusmin fehlte, er hieß sie das Hemd ablegen und setzte ihr Blutegel an, bis eines

Tages seine Blutegel Verdacht erweckten und Chaim der Bader von einigen vornehmen Bürgern des Städtchens ordentlich verprügelt wurde; seither fehlen ihm auch zwei Zähne. Chaim setzt keine Blutegel mehr, sondern sitzt bei Onkel Moses auf dem Dachboden und näht Hosen. Alle nähen Hosen. Onkel Moses hat ganz Kusmin gleichgemacht. Es gibt keine vornehmen Bürger mehr, keine Vorsteher und keine Handwerker, keine Talmudgelehrten und keine Unwissenden. Es gibt keine Schuster mehr, keine Don Juans, keine Bader, welche den Frauen Blutegel ansetzen, keine Schneider, welche die Frauen unter den Armen kitzeln, wenn sie ihnen die neuen Kleider zur Probe bringen — alle dienen einem Gotte, alle tun die gleiche Arbeit — sie nähen Hosen . . .

Doch Kusmin will noch nicht sterben. Bei Onkel Moses auf dem Dachboden, bei der Nadel, da lebt das alte Kusmin mit allen seinen Merkwürdigkeiten wieder auf. Jeder alte Stein, jedes alte Haus, jeder alte Winkel wird mit Liebe und Sehnsucht von den treuen Kindern des alten Kusmin wieder in Erinnerung gebracht, die hier sitzen, die zugeschnittenen Hosen in der Hand, und sich nach Kusmin sehnen; da und dort fällt eine Träne nieder, da und dort hebt sich der Seufzer eines alten Kusminers, der sich der Schönheit Kusmins erinnert . . .

„Nun, Leibl, warum schweigst du heute? Gib doch die Keduscha des alten Chasan zum besten."

Und Leibl, welcher das Vorbeterpult sein Leben lang geliebt und doch daheim nie Gelegenheit gehabt hatte, zu ihm hinzukommen und seine Sanges-

gabe zu erweisen — er beweist sie jetzt vor Kusmin bei der Nadel und beim Hosennähen.

Die Melodie des alten Chasan entführt ganz Kusmin in die alte Schul', und der herrliche Schewuoth-Sabbat steigt in der Erinnerung auf, da jeder Bürger im Tallis mit der goldenen Borte an seinem vornehmen Platz saß und die Melodien des Chasan freudig in sich einsog; und jetzt sitzt Kusmin da, mit Hosen in den Händen . . .

Doch bald verschwindet die alte Schul', verschwindet der schöne Sabbatmorgen und die Sehnsucht und die Liebe zu Kusmin, und übrig bleiben nur die Hosen und die Nadeln.

Sam erscheint in der Tür der Werkstatt und schreit:

„Na, sieh nur, Kusmin singt! So ist's recht! Ihr werdet euch eine schöne Suppe bei mir einbrocken! Ich rufe sofort den Onkel Moses zu euch herauf!"

Erschrocken raunt ein Kusminer Bürger dem anderen zu:

„Schweig, schweig, der Gouverneur ist hier."

Sam wird von Kusmin „Gouverneur" genannt und Onkel Moses „der Kaiser".

Die Furcht vor dem Gouverneur ist größer als die vor dem Kaiser.

Kusmins Bürger verstummten in Furcht vor dem kleinen Sam, der daheim Fleischerlehrling gewesen ist und hier „Gouverneur" von Kusmin ist . . . Aber Kusmin hat einen mächtigen Beschützer und Fürsprecher. Das ist der alte Melnik, Onkel Moses' Vater, den der Sohn nach Amerika

geholt hat. Der Alte streicht müßig umher, den Stock mit goldenem Knopf, den ihm der Sohn einst zum Geschenk gemacht hat, in der Hand; der steife Hut, an den er nicht gewöhnt ist, quält ihn, und deshalb hat er ihn schief gerückt. Er langweilt sich in Amerika und sehnt sich nach seiner Grießmühle. Aus Langerweile hat er zu trinken begonnen. Ein Schnäpschen hatte er schon daheim immer gern gehabt, aber hier in Amerika, wo er sich's vergönnen konnte und gute Freunde stets bereit waren, mit ihm anzustoßen, war er ewig betrunken. Andere Bekannte hatte er nicht. Alle Kusminer arbeiteten ja in der Werkstätte bei seinem Sohne. Daher liebte es der Alte, in die Werkstätte emporzuklimmen und bei seinen Landsleuten die Zeit zu verbringen, mit ihnen von Kusmin zu sprechen. Oft bekam er auch Lust, Hosen zu nähen, da er sah, daß alle seine Jugendfreunde, alle vornehmen Bürger, vor denen er daheim so viel Ehrfurcht gehabt hatte, bei seinem Sohne Hosen nähten. Warum sollte er also nicht auch Hosen nähen? So kam er denn in die Werkstätte und half beim Nähen mit. Onkel Moses aber war es nicht recht, daß sein Vater in der Werkstätte saß. Denn wenn er hinkam, störte er Kusmin in der Arbeit: er ließ sich mit seinen Landsleuten in Gespräche über die Heimat ein, über alte Gutsherren, über Geschäfte auf dem Dorf, über den Rabbi und den Chasan — und Kusmin versenkte sich oft so stark in diese Gespräche von der Heimat, daß ein Streit über einen Chasan oder einen Schlächter ausbrach. Kusmin vergaß, daß seine Bürger nicht

mehr Bürger von Kusmin waren . . . doch das bloße Sprechen machte ihnen Freude. Und den Alten zog es zur Werkstatt des Sohnes. Onkel Moses hatte wohl Sam den Auftrag gegeben, er möge den Vater nicht in die Werkstätte hineinlassen; doch wenn der alte Melnik betrunken war, so hörte er auf niemanden und hatte vor niemandem Furcht, schlug Sam mit dem Goldknopf seines Stockes und drang in die Werkstatt ein.

„Der Pferdedieb, der — ich will nicht sagen was — der Fleischerjunge, der will mich nicht hineinlassen! Meines Sohnes Werkstatt ist das, und er will mich nicht hineinlassen", so jagte er Sam mit dem Stocke weg, lief in die Werkstätte, den Hut verkehrt auf den Kopf gestülpt und fächelte sich mit seinem roten Taschentuch. „Hinaus, Lump, hinaus, hinaus", so trieb er Sam aus der Werkstatt.

Kusmin freute sich über die Niederlage des Gouverneurs. Sich laut zu freuen, laut zu lachen, wagte Kusmin nicht. Denn der Gouverneur konnte sich rächen. So stieß denn einer den andern an und zwinkerte ihm zu.

„Wie hat er doch zu Hause geheißen? Rotzbub, nicht? He, du Rotzbub," schrie der Alte Sam über die Treppen nach, „deine Mutter hat bei mir Graupen im Geschäft gestohlen. Ich selber habe sie einmal bei der Hand gepackt; aber hier in Amerika bist du ein großer Pharao geworden, der Teufel hole dich, zusammen mit meinem Sohn und dem ganzen Amerika!"

Kusmin schwamm geradezu in Freude; alle

Achseln zuckten vor verhaltenem Lachen, und einer stieß den anderen an:

„Siehst du, wie er eingeht?"

„Allen Judenfeinden wünsche ich das gleiche."

„Seine Mutter hat doch bei den Ständen Fleisch gestohlen . . ."

Und man begann, Erinnerungen an das alte Kusmin hervorzuholen und uralte Geschichten auszugraben.

Doch mit einem Male verstummte jeder Laut. Kusmin erbebte, wurde starr, zu Stein. Kusmin wurde eine Maschine, welche die Nadel hielt und nähte. In der Werkstätte erschien Onkel Moses in eigener Person, die große Schere in der Hand, ohne Rock; die Uhrkette lief über die ganze Breite seines mächtigen Bauches und gab seiner Erscheinung Ansehen und Gewicht. Kusmin beugte die Köpfe über die Hosen und nähte. Onkel Moses ging auf den Vater zu und faßte ihn beim Arm:

„Vater, komm hinunter!"

„Ich will nicht. Was willst du mir tun, was? Ich habe keine Furcht vor dir", schrie der alte Melnik und klopfte mit dem Stock mutig auf den Tisch; er bekam stets Mut, wenn er einige Schnäpse hinter die Binde gegossen hatte.

„Vater, du störst sie bei der Arbeit. Sie müssen allein sein, komm mit mir hinunter". Sanft faßte der Sohn des Vaters Hand.

„Ich will nicht gehen. Ich habe keine Furcht vor dir. Was bist du eigentlich? Ein neuer Pharao, ein Kaiser? Ich habe auch vor dem Polizeihauptmann

keine Angst. Ich habe vor niemandem Angst. Ich brauche dich nicht. Was hast du von mir haben wollen? Wozu hast du mich hergeholt? Schick' mich zurück, ich will wieder heimfahren!"

„Du wirst zurückfahren, du wirst zurückfahren. Komm nur hinunter, Vater, störe sie nicht."

„Ich will nicht gehen," schrie der Alte, „ich brauche dich zum Krenreiben," sein Zorn stieg, „dich samt deinem ganzen Amerika. Begräbnisgeld brauche ich nicht von dir; da, da, ich habe es mir von meiner eigenen Arbeit erspart."

Der Alte zieht ein Beutelchen hervor, das er an seiner Brust verborgen hat.

„Hier habe ich mein Begräbnisgeld, von meiner eigenen Arbeit. Von dir will ich gar nichts. Schick' mich zurück. Was hältst du mich hier, wie der Pharao die Juden in Ägypten? Schick' uns zurück, laß uns hinaus aus Ägypten, ich will hier nicht bleiben!"

Onkel Moses sann nach, was er tun sollte. Dem Vater brachte er Achtung entgegen. Das war für ihn Ehrensache. Aber vor seinen Leuten beschämt zu werden, vor die er stets im Glanze seiner ganzen Macht trat (was das Geheimnis seiner Autorität bildete), das konnte er nicht dulden. Er fand sich aber bald zurecht und änderte den Ton:

„Wenn du nicht gehen willst — es muß nicht sein. All right. Bleib hier bei deinen Landsleuten, unterhalte dich über Kusmin, über den alten Gutsherrn, den Krösus, der siebzehneinhalb Dollar im Vermögen gehabt hat. Bleib hier, bleib nur hier. I like it,

wenn du dich unterhältst." Mit diesen Worten verließ er den Vater.

Der Alte rief ihm nach:

„Wie bist du eigentlich so ein Pharao geworden? Wer bist du eigentlich, ha? Der Sohn des alten Melnik. Dein Vater ist ein Säufer, was blähst du dich so auf?" So schimpfte der Vater dem Sohne nach.

Kusmin traute sich nicht einmal zuzuhören. Onkel Moses ging zwischen den Nähmaschinen umher und besah die Arbeit. Er war sehr ernst und nachdenklich. Sein Ernst erschreckte auch die Landsleute, und sie hatten gar keine Lust mehr, sich der Schimpfworte des Alten zu freuen. Als Onkel Moses zu Aaron Melniks Arbeitstisch kam, blieb er stehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und schaute eine Weile auf Aaron:

„Du wirst Sam deine Adresse geben. Ich komme Sonntag zu dir", sagte dann der Onkel halb für sich und ging mit einem innerlichen Lächeln weiter. Er trat auf den Vater zu:

„Nun, Vater, willst du jetzt nicht mit mir gehen? Komm mit downstairs, Vater!"

9

HOHER BESUCH

Aaron Melnik blieb ganz verwirrt und erschrocken sitzen. Der Onkel will Sonntag zu ihm kommen, um Mascha zu sehen! Der Onkel zu ihm in die Wohnung! Der Onkel selbst, zu ihm in die Wohnung, um Mascha zu sehen!

Aaron Melnik und seine Frau Rosa richteten den „Parlour" zum Empfange des Onkels her. Das große Bett wurde aus dem Vorderzimmer, in welchem alle schliefen, herausgeschleppt, zerlegt und in einen Winkel gestellt. Der Tisch aus der Küche übersiedelte in den Parlour und wurde mit dem Pessachtischtuch bedeckt. Die Photographie, welche Aaron und Rosa als Brautpaar unter dem Trauhimmel darstellte, kam an eine Wand, die Schwiegereltern, die Eltern beider Ehegatten — zwei fromme Juden mit langen Bärten und zwei gute Judenfrauengesichter mit Scheitelperücken, achtbare Bürgersleute aus Kusmin, die schon längst auf dem Kusminer Friedhof ihre Ruhe gefunden hatten — wurden an der gegenüberliegenden Wand aufgehängt. Die Hochzeitsgeschenke, soweit sie sich noch in der Familie erhalten hatten, die Gewürzbüchse, zwei kleine Silberbecher und der kristallene Becher für den Propheten Eliahu wurden gereinigt und geputzt, bis sie spiegelblank glänzten, und dann beim Spiegel hingestellt. Die Kinder wurden gewaschen, gekämmt und gestrählt, wie vor Pessach. Feiertagskleidung für alle aber war nicht vorhanden. Besaß ein Kind schon ein Paar ganze Schuhe, so hatte es keine Kleider. Das andere hatte ein Kleidchen, aber keine ganzen Schuhe. So wurde denn beschlossen, zwei Kinder zu verleugnen, nicht ganz wörtlich, sondern sie zu verbergen, zu verstecken, sie wegzuschicken für die Zeit, da der Onkel da sei; mit den brauchbaren Stücken der verleugneten Kinder sollten die anderen bekleidet werden. Das

Los fiel auf Zilli. Sie wurde bestimmt, die Wohnung zu verlassen, und ihre neuen Schuhe prangten an den Füßen ihres jüngeren Schwesterleins Goldele. Aber gerade Zilli wollte zugegen sein, wenn der Onkel käme. In ihrer Phantasie hatte sie sich schon ausgemalt, wie sie vor dem Onkel eine Kinovorstellung geben würde. Der Onkel war ja so reich, daß alle Kinos in ganz New York und alle Eiscremesaloons wohl ihm gehörten; und wenn er wollte, konnte er in alle Kinos gehen oder sich in einen Eiscremesaloon setzen und dort soviel Eiscreme essen, wieviel sein Herz begehrte, mit hundert Waffeln und Kuchen (anders konnte sich Zilli den Onkel nicht vorstellen); und wenn der Onkel Zillis Kinovorstellung sieht, dann gibt er ihr bestimmt eine Karte, und wenn sie die vorzeigt, so öffnen sich ihr die Türen aller Kinos und aller Eiscremesaloons, und sie bekommt alles, was sie wünscht. Und jetzt mußte Zilli allen ihren glückseligen Phantasien entsagen und sich mit einem Blick durch den Türspalt in den Parlour begnügen, wo der Onkel sitzen wird; und das nur dann, wenn man es ihr erlauben wird.

Aaron Melniks Frau Rosa erinnerte sich ihrer Jugend. Sie wollte dem Onkel gefallen. Sie war stolz auf ihr Kind Mascha, das soviel Würdigung in den Augen des Onkels gefunden hatte, und durch das alle glücklich werden sollten. Ihres Kindes Wert und Liebreiz war ihr eigener. Sie kramte aus dem Kasten alles hervor, wovon sie meinte, es würde den Augen des Onkels ihre Armut verschleiern. Rosa stammte aus einem guten Bürgerhause, und als Tochter eines

guten Bürgerhauses wollte sie auch vor dem Onkel erscheinen. Sie putzte und verschönerte ihr Heim, ihre Kinder und sich selbst.

Die Nachbarinnen begriffen die Wichtigkeit des Besuches und halfen mit allem aus, was sie besaßen. Sie liehen Rosa die Armut ihres eigenen Hauses. Die eine lieh ihr ein geschliffenes Kristallglas, ein Hochzeitsgeschenk, das auf den Tisch gestellt wurde; eine andere ein Service; eine dritte zwei neue Sessel. Denn alle hatten schon von dem großen Glück gehört, das den Melniks erschienen war, hatten gehört, daß der Onkel den Lohn um volle fünf Dollar wöchentlich, ihrem ältesten Kinde, einem Mädchen zuliebe, erhöht hatte und sie selbst besuchen würde; da wollten alle ihnen helfen, das große Glück, Onkel Moses Gunst, zu erhaschen. Aaron Melnik betrachtete seine Frau, seine Kinder, sein Heim. Er traute seinen Augen nicht. Seit er in Amerika war, hatte er seine Frau noch nie so schön, so reich geschmückt, seine Kinder noch nie so sauber und sein Heim noch nie so reich und traulich gesehen. Und er war Onkel Moses für dieses Glück dankbar. Alles hatte er ihm bereits verziehen, verziehen die Unterjochung und Erniedrigung. Er sah nur das Gute, das ihm der Onkel getan. Er hatte ihm den Lohn um volle fünf Dollar wöchentlich erhöht; er, der Onkel, hatte Interesse für eines seiner Kinder, eines seiner Kinder hatte Gunst vor seinen Augen gefunden, und der Onkel wollte in eigener Person zu ihm in die Wohnung kommen. Aaron Melnik wurde ein glühender Anhänger des Onkels,

er sah nur gute Seiten an ihm und war ihm ehrlich dankbar für das Glück, das er ihm geschenkt hatte.

Die Familie — Bruder Berl und seine Frau — kam auch, um den Onkel zu empfangen. Melniks Schwägerin hatte sich wie zu einem Theaterbesuch mit allen abgetragenen Festtagskleidern ihrer Kinder geputzt. In den modernen jugendlichen Kleidern sah sie höchst komisch aus. Der Hut mit den großen Federn und das traurige, mütterliche Gesicht! Das kurz geschnittene Kleid und die Schuhe mit den hohen vertretenen Absätzen, in denen Genendel wie auf Stelzen ging, hatten so viel vom Theaterkostüm an sich, daß man Mitleid bekommen mußte, wenn man die Frau ansah. Alle hatten von dem großen Glücksfall gehört, und alle wollten sich an dieser Sonne des Glücks wärmen ... Schon jetzt wurden Aaron und seine Frau Rosa umschmeichelt. Und Rosa, ja sogar Aaron, waren gar nicht erfreut, daß die Familie ihnen jetzt einen Besuch abstattete; denn sie waren der Ansicht, der Onkel gehöre schon jetzt nur ihnen. Ihr Onkel war es — und da kommt nun die Familie, um auch von dem Honig zu lecken, der nur ihnen gehört.

Der Onkel ließ lange auf sich warten. Als ob er ihnen das Glück nicht gönnte, ließ er es erst sauer werden ... Im Warten beschmierten die Kinder ihre Kleider, und die Nachbarinnen wurden müde, sich die Augen nach dem Onkel auszuschauen ... Man fragte einander: „Wo bleibt er?“ In den Augen der Familie glommen schon die Flämmchen des

Triumphes auf, und die Schwägerin raunte bereits mit unterdrücktem Lachen ihrem Mann ins Ohr:

„Als ob er wirklich nichts Besseres zu tun hätte, als nur herzukommen!"

Aber zum Ärger aller Feinde kam der Onkel doch. Auf einmal war er zusammen mit Sam in der Küche. Dort blieb er stehen und wollte nicht weitergehen. Wie um allen nicht das Vergnügen zu machen, den Parlour anzuschauen, setzte er sich auf den ersten besten Stuhl in der Küche, ohne Rock und Hut abzulegen, und blickte, den Stock in der Hand, in der Küche alle Landsleute und die Familie an, welche furchtsam vor ihm standen; dann sagte er halb zu sich selbst:

„Es ist all right hier, meine Landsleute wohnen recht schön."

Er war mit sich selbst zufrieden, daß er seinen Landsleuten die Möglichkeit bot, ordentlich zu leben, anständig zu wohnen und sich anständig zu kleiden. Diese Zufriedenheit machte ihn besser. Er sagte sich, daß er eigentlich ein guter Mensch sei, und das gab ihm seinen Humor wieder. Er begann zu lächeln, erhob sich und trat in den Parlour. Der gefiel ihm noch besser; er sah die schönen Stühle und den schönen Tisch, auf dem Obst und Gebäck serviert waren, griff nach der Obstschale, und alles war hocherfreut, daß der Onkel sich bediente. Aber der Onkel nahm kein Obst, sondern betrachtete die gläserne Obstschale und sagte halb zu sich:

„Kristallglas, all right."

Dann ließ er sich die Kinder zeigen. Aaron stellte sie ihm vor. Er betrachtete sie.

„Und wo ist Mascha?"

Aber Mascha war nirgends zu finden. Sie hatte sich irgendwo versteckt. Vater, Mutter, die ganze Familie liefen sie suchen. Keiner wußte, wo sie war. Endlich wurde sie bei einer Nachbarin gefunden. Der Vater schleppte sie bei der Hand, und Onkel Berl schrie ihr nach:

„Dummes Mädel, geh hinein! Was machst du hier? Der Onkel ist doch da . . ."

„Mascha, du bringst mich ins Unglück, so wahr ich lebe, du bringst mich ins Unglück", sagte der Vater flehend.

Mascha trug ihr neues Kleid, eine neue Schürze, ihre langen, schwarzen Zöpfe waren zurückgeworfen, ihre Wangen glühten, sie grub ihre kleinen, weißen Zähne in die jungen Lippen und brummte:

„I don't want to see him."

Der Onkel betrachtete sie lange und sprach dann lächelnd:

„This is the girl, das mich ‚Biest' genannt hat?"

„Ein dummes Mädel, sie weiß ja nicht, was sie redet", suchte Onkel Berl Mascha zu entschuldigen.

„Nothing. I like it. So, dafür daß du mich ‚Biest' genannt hast, habe ich dir Schokolade mitgebracht. Sam!"

Sam reichte stumm dem Onkel eine Schachtel Schokolade. Der Onkel gab sie Mascha.

„So, das hast du für das Biest."

Mascha wollte das Geschenk nicht annehmen.

„Nimm es doch, nimm es doch, was fällt dir ein?" drängten alle.

Mascha nahm die Schokolade.

„Öffne das Paket, du wirst etwas darin finden."

„Öffne das Paket, Mascha, öffne es", rief der ganze Chor.

Mit zitternden Händen öffnete Mascha das Schokoladepaket. Aus der Schachtel fielen einige Zehndollarstücke und ein paar Schmucksachen.

„Das Geld ist für Mama, der Schmuck für dich, alles, weil du mich ‚Biest' genannt hast", sagte der Onkel lächelnd.

Mascha hob ihre großen, schwarzen Augen; so kindisch sie noch waren, so voll Saft waren sie schon. Sie ließ sie auf Onkel Moses ruhen, eine Koketterie lag in dem Blick, welche die künftige Frau verriet, Koketterie, die in den Schleier kindlicher Scham gehüllt war . . .

Onkel Moses gefiel dieser Blick, er lächelte in sich hinein.

„Danke doch dem Onkel! Küss' ihm die Hand!" rief der ganze Chor.

Mascha wurde verlegen. Sie wollte tun, was alle sie hießen. Doch der Onkel ließ sich nicht die Hand küssen. Er nahm ihren Kopf in seine Hände und gab ihr einen Kuß aufs Haar. Alles war glücklich, in vielen Augen glänzten Tränen, und Vater und Mutter waren im siebenten Himmel.

„Ich kann auch, ich kann auch!" Mitten in die Feierlichkeit stürmte Zilli herein, halb nackt und ungewaschen. Sie hatte die Szene durch den Spalt

der Küchentür mitangesehen, und die Eifersucht trieb sie ins Zimmer.

„Gott im Himmel!" Die Mutter erhaschte sie und wollte sie verstecken.

Doch Onkel Moses hatte sie bereits bemerkt.

„Wer ist das?"

„Gar nichts, ein Kind", entschuldigte sich Aaron.

„Und was kannst du?" fragte der Onkel.

„Kino spielen." Zillis Äuglein glänzten in dem schmutzigen Gesichtchen über dem Feiertagskleid der Mutter.

„Kino spielen, das ist schön, komm her, komm her — ja, da hast du . . ."

Aber die Mutter hatte ihre Armut bereits in einem Winkel versteckt, und dort schluchzte die „Armut" bitterlich.

10

DIE KUSMINER LANDSLEUTE

Onkel Moses' Werkstatt gewerkschaftlich zu organisieren war unmöglich. So sehr sich auch die jüdischen Arbeiteragitatoren bemühten, die Landsleute von Onkel Moses gewerkschaftlich zu organisieren, sie stießen stets auf eine eiserne Mauer. Das hatte seine Ursache darin, daß das Verhältnis zwischen Onkel Moses und seinen Landsleuten nicht ein Geschäfts-, sondern ein Familienverhältnis war. Onkel Moses war für die Kusminer Landsleute das Haupt einer Familie, der Regent eines kleinen König-

reichs. Die Kusminer Landsleute waren stolz auf Onkel Moses' Vermögen. Wenn sie an einem Hause vorbeikamen, das dem Onkel Moses gehörte, so rühmten sie sich dessen, als wäre es ihr eigenes Haus. Onkel Moses kümmerte sich um alle ihre Familienangelegenheiten. Sie trugen ihre Rechtsstreitigkeiten vor ihm aus, und Onkel Moses fällte seine Urteilssprüche wie ein Patriarch der Urzeit über die Angehörigen seiner Sippe. Sie waren Onkel Moses treu ergeben, und wenn einer seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab oder es wagte, ein Wort wegen der Gewerkschaft zu sprechen, so hinterbrachten es die Landsleute sofort dem Onkel Moses. Dann kam Onkel Moses in die Werkstätte hinauf, suchte sich den Revolutionär heraus, blieb neben ihm stehen und betrachtete ihn zunächst lange und genau, so daß er glaubte, es sei sein Tod.

„Sam, wie hat er doch daheim geheißen?" fragte Onkel Moses dann seinen Gouverneur, indem er auf den Revolutionär deutete, der sich mit der Gewerkschaft abgab.

„Moische Gerngroß", antwortete Sam kurz.

„Sooo, das bist du, Moische Gerngroß? Du willst also bei mir eine Organisation einführen? Bei mir nicht, lieber Freund. Bei mir wird am Sabbat und an Feiertagen nicht gearbeitet. Bei mir ist keine Werkstätte, in die man Organisierte hineinläßt. Bei mir gibt es nur Landsleute, Familie. Gäbe es bei mir Arbeiter und eine richtige Werkstätte, so würde man bei mir am Sabbat und an Festtagen arbeiten, sogar am Roschhaschanah und Jom Kippur, wie in jeder

Werkstätte, wo es Organisierte gibt. Ich brauche den ganzen Krempel nicht" — Onkel Moses deutete auf die Werkstatt — „ich zahle dabei nur drauf. Ich führe das Zeug ohnedies nur euch zuliebe — damit meine Landsleute leben können. Was hättet ihr ohne mich angefangen? Wer hat euch nach Amerika geholt? Zu wem seid ihr um die Schiffskarten und um Geld gekommen, wie ihr eure Angehörigen habt herbringen wollen? Zu wem kommt ihr, wenn es ein Unglück gibt? Wenn, Gott bewahre, einer von euch krank wird?" Onkel Moses schrie bereits so laut, daß die Landsleute wie Espenlaub zitterten. „Zu wem kommt ihr dann? Mit allem zu Onkel Moses, wie? Ist es nicht so? Und der will bei mir eine Organisation einführen. Bei mir nicht, Freund! Mich wird niemand zwingen, daß man bei mir am Sabbat und an Feiertagen arbeitet. Bei mir gibt es keine Arbeiter. Bei mir sind Landsleute. Meine Familie findet bei mir ihr Auskommen, und ich arbeite genau so schwer wie ihr alle. Ihr seht es ja selbst. Und für wen arbeite ich? Für mich brauche ich es wirklich nicht! Nur für euch. Ich werde meine Werkstätte schließen und dann sucht euch irgendwo anders Arbeit. Wenn ihr mal ein paar Dollar braucht, so will ich sie euch ja trotzdem geben. Ihr braucht keine Angst zu haben. Aber ich will nichts mehr damit zu tun haben."

„Aber, was sagt der Onkel? Warum hört der Onkel auf das, was so ein dummer Kerl redet?" beginnen die Landsleute Onkel Moses zu bitten.

„Durch ihn sollen wir alle leiden?" fährt Aaron

Moische, ein naher Verwandter des Onkels, hitzig drein, der in Kusmin ein Dorfgänger gewesen war, Wind und Wetter widerstanden hat und hier beim Bügeleisen steht. „Laßt mich nur zu ihm, ich will ihm schon eine ‚Organisation' geben", schreit Aaron Moische mit erhobener Hand.

„Pst! Ruhe! Bei mir wird nicht geprügelt." Onkel Moses hält den Hitzkopf zurück. „Doch wem es bei mir nicht gefällt, der kann sich irgendwo anders etwas Besseres suchen. Sam, schau nach, wieviel er zu bekommen hat und bezahle ihm bis zum letzten Cent; da, hier hast du noch ein paar Dollar auf den Weg!"

Onkel Moses Güte rührte alle. Er gewann sich stets die Herzen seiner Kusminer Landsleute durch seine freigebige Hand. Nie schlug er einem Landsmann eine Bitte ab. Der Revolutionär selbst wurde gerührt über Onkel Moses' Rede und durch die paar Dollar und bereute schon seine Worte.

„Bitte den Onkel Moses um Verzeihung! Augenblicklich bitte ihn um Verzeihung", schrien die Kusminer Landsleute.

„Er muß ihm die Hand küssen. Küss' dem Onkel Moses die Hand", schrie Aaron Moische, der Dorfgänger, welcher hier beim Bügeleisen stand, den Revolutionär an.

Das Ende war, daß Onkel Moses sich nicht die Hand küssen ließ. Den Landsmann entließ er nicht. Der bekam dann für seine Dummheit den Spitznamen der „Gewerkschaftler".

Damit ist aber noch nicht gesagt, daß bei Onkel

Moses am Sabbat nicht gearbeitet worden wäre. Im Gegenteil, der Sabbat war im Geschäft des Onkel Moses der stärkste Tag. Die Frommen unter den Landsleuten verbrachten wirklich den Sabbat in der „Congregation" und zu Hause bei ihrer Familie. Die Jüngeren aber, welche nicht fromm waren, lud Onkel Moses ein, am Sabbat ins Geschäft zu kommen, um beim Verkauf oder bei den kleinen Änderungen zu helfen, die bei der verkauften Kleidung nötig waren. Der Sabbat war der Tag der größten Losung. Und da die Landsleute für ihre Sabbatarbeit nicht bezahlt wurden, hielten sie die Kleinigkeiten nicht für eine Arbeit, sondern für eine Gefälligkeit gegen den Onkel. Aber am Sabbatabend kamen die Älteren bei einem von der Familie zusammen und verbrachten den Abend mit ihren Erinnerungen an Kusmin. Es wurde Bier geholt, und man hatte seine Freude an dem alten Kusmin.

Die meisten unter den Kusminer Landsleuten waren in der freien Natur aufgewachsen. Kusmin lag am Ufer der Weichsel, in Zwetschgenbäume und Wiesen gebettet. Wenn der Pessach nahte, da durchzog die Luft von Kusmin jener leichte Hauch, der von weiten Feldern herweht, und machte die Herzen jung. Unter den Kusminern gab es Leute, welche die Hälfte ihres Lebens im Holzschlag verbracht hatten, es gab Flößer, welche früher Flüsse und Teiche durchschwammen und im Winter das Eis aufhackten, es gab Leute, die daheim Kühe gemolken, mit Milch, Grünzeug und Obst zu tun gehabt hatten. Hier aber waren sie alle von der Natur abgeschnitten

und mußten ihre Tage in der staubigen Werkstätte verbringen. Sie sahen nicht, ob die Sonne schien, oder ob es regnete, sie sahen nur die vorbeirasende Hochbahn. Selten hatte einer von den Landsleuten Gelegenheit, den Himmel bei Tag zu sehen. Und entdeckte ein Kusminer einmal plötzlich an einem Winterabend den Mond, der durch eine Ritze des Himmels einen Augenblick in die Essexstreet hineinguckte, so war das für ihn eine ebenso große Sensation, wie wenn ein neuer Landsmann aus Kusmin ankam . . . So hatten die Kusminer Sehnsucht und wußten selbst nicht, wonach. Sie hatten Sehnsucht nach dem Himmel von Kusmin, nach dem Mond, nach Feldern, nach den Bäumen von Kusmin. Und wenn sie zusammenkamen, so legten sie Kusmin sozusagen auf den Tisch, an dem sie aßen — denn sie besaßen kein anderes Leben als das, das sie in der alten Heimat zurückgelassen hatten.

Onkel Moses war ein Kusminer Landsmann. Und obwohl er ihr Brotherr, ihr Herrscher und ihr Machthaber war, war er doch derselbe Kusminer wie sie. Sein Leben hatte sich von ihrem nicht unterschieden. Seine Kindheit, seine Jugend, die schönsten Tage seines Lebens hatte er in Kusmin verbracht. Seine schönsten Erinnerungen waren mit dem kleinen Städtchen verknüpft; und erinnerte ihn jemand an Kusmin, an einen Bekannten seiner Jugend oder an einen Platz daheim, wo er mit den Fleischerburschen gespielt hatte, so war Onkel Moses so gerührt, daß Tränen in seine Augen stiegen. Oft erschien er plötzlich bei den Kusminern, wenn

sie am Sabbatabend zusammensaßen und hörte den Geschichten aus Kusmin zu. Doch wenn Onkel Moses eintrat, verstummten die Kusminer, sie hatten Furcht zu sprechen, und taten nichts als dem Onkel schmeicheln, ihm aufwarten und zuhören. Er fühlte, daß er ihnen durch sein Kommen die Fröhlichkeit vertrieben hatte, und ging.

Je älter Onkel Moses wurde, desto größer wurde seine Sehnsucht nach Kusmin. Er stellte sich oft vor, er sei noch ein junger, lediger Bursche und gehe daran, zu heiraten. Er sei in die Fremde gegangen, um sich emporzuarbeiten und Geld zu machen, und jetzt sei er daran, als reicher, junger Mann nach Kusmin zurückzukehren und mit einem vornehmen Kusminer Mädchen Hochzeit zu halten; ein Mädchen aus einem guten Bürgerhaus mußte es sein ... Sein Leben in Amerika zählte für ihn gar nicht. Er hatte garnicht hier geheiratet, keinen Haushalt geführt, sich bloß emporgearbeitet und Geld verdient. Und jetzt erst wollte er heiraten, ein gut bürgerliches Leben führen, wie es sich für einen Mann wie Onkel Moses paßt. Doch die Jahre flogen dahin, Onkel Moses war mit Geschäften überhäuft und vergaß; doch wenn er erwachte und bereit war, das neue Leben zu beginnen, da sah er freilich ein, daß er für die Rückkehr nach Kusmin schon zu alt war ...

Mascha ließ seine Hoffnungen und Träume wieder aufleben. Onkel Moses fühlte sein Alter und hatte Furcht, ein wildfremdes Mädchen zu heiraten ... In seinem ganzen Leben hatte er sich ja auch nie

auf Fremde verlassen. Nie hatte er zu jemandem Vertrauen gehabt, außer zu sich selbst — und er hatte Furcht, sich jetzt, wo er alt wurde und Liebe und Treue brauchte, auf ein fremdes Wesen zu verlassen, Doch das junge, kaum gereifte Mädchen, das ihm so stolz in die Augen sah und ihn „Biest" geschimpft hatte, erweckte in ihm zum erstenmal ein Gefühl der Achtung vor einem andern Menschen, ein Gefühl, das Onkel Moses gegen keinen seiner Landsleute hegte, die den ganzen Tag bei ihm saßen.

Überdies hielt er Mascha für sein eigen Blut, für etwas, was zu ihm gehörte, für einen Sprößling seiner Familie, die bei ihm arbeitete, von ihm erhalten wurde und deren Los von ihm abhängig war. Onkel Moses hielt alle, welche durch ihn ihren Lebensunterhalt hatten, für eine Art persönliches Eigentum: sie, ihre Frauen und Kinder. Mascha war für ihn aufgewachsen, und es war nur seine Aufgabe, es dazu zu bringen, daß sie den Onkel, statt ihn zu hassen, vergötterte. Vergöttern aber würde sie ihn sicher, wenn er ihr seine Güte zeigte. Maschas Ansehen war zu Hause mit einem Male sehr gestiegen, seit man eingesehen hatte, daß der Onkel ihr zuliebe des Vaters Lohn um volle fünf Dollar wöchentlich erhöht hatte. Ihre Eltern begannen vor ihr Ehrfurcht zu haben, es schien ihnen, als sei auf Mascha ein Strahl der Größe und Macht gefallen, welche wie eine Sonne den Onkel Moses in den Augen seiner Landsleute umglänzte ... Mascha wurde nun in den Augen der Familie eine Art Wunderkind, das Zaubermacht hat. Die schwerste

Arbeit wurde von ihr ferngehalten, und die Mutter traute sich nicht, sie anzuschreien. Mascha wurde mit einem Male ein Glückskind. Sie aber verstand gar nicht, wie das gekommen war.

II

ESTHER UND AHASCHWEROSCH

Mascha wuchs im Sonnenglanz der Gunst von Onkel Moses auf. Durch sie wurde auch ihr Vater, ihre Mutter, die ganze Verwandtschaft erhöht. Denn Mascha wurde das Zauberringlein, welches zu Onkel Moses' Herzen führte.

In dem kleinen Mädchen lag etwas, das Onkel Moses alle seine Geschäfte und Sorgen vergessen machte und ihn nur an sein eignes Leben denken ließ. Es zog Onkel Moses etwas zu dem halben Kinde. Des Nachts lag er schlaflos auf seinem Bett. In seinem Kopf schwirrten Geschäfte, Konkurrenten, Gläubiger, Schuldner durcheinander. Er fragte sich vorwurfsvoll: „Wozu? Für wen? Warum verbringe ich mein ganzes Leben mit diesen Dingen?" Sowie ihm aber Mascha einfiel, wurde es heller vor seinen Augen. Er sah sich als jungen Mann, der ein Leben und einen Willen hat. Er sah sich in seinem eigenen Heim vor einem gedeckten Tisch, und neben ihm saß sie, die ihn liebte, die mit ihm lebte und an ihn dachte.

Er wünschte nicht mehr, sie möge sein Kind sein, nein . . . Um ihretwillen behandelte er den Vater gut,

erhöhte ihm den Lohn, nahm ihn aus der Werkstätte ins Geschäft herunter und setzte ihn an die Kasse. Für Mascha hielt er einen Musiklehrer, sorgte für ihre Ausbildung; er überhäufte sie mit Geschenken und kam jeden Sabbat und Sonntag in die Hopkinsstreet, um sie zu sehen.

Vor allem sorgte er dafür, daß Maschas Vater eine größere Wohnung bezog, daß Mascha selbst eine gute Bildung bekam und viel unter Menschen kam. Am Sabbat und am Sonntag kam, wie gesagt, Onkel Moses zu Aaron Melnik zu Besuch. Zur größten Verwunderung aller seiner Leute begann Onkel Moses in der letzten Zeit eitel zu werden. Je größer und reifer Mascha wurde, desto sorgfältiger färbte sich Onkel Moses das Haar; er rasierte sich peinlich sauber, kleidete sich jugendlich und verbreitete sogar Parfümduft; all dies hatte bisher niemand an Onkel Moses bemerkt. Die Qual, welche es Onkel Moses bereitete, wieder jung zu werden, rief bei allen, die es sahen, Mitleid für ihn hervor. Hinter seinem Rücken begann man über ihn zu lachen und zu spotten, was früher nie vorgekommen war. In Onkel Moses' Gegenwart freilich herrschte die alte Ehrfurcht, und man tat, als merke man nichts.

Onkel Moses aber sah gar nichts. Er lebte ein zweites Leben, ein Phantasieleben. Es war, als hätte Onkel Moses sein Leben verkehrt gelebt. In seiner Jugend hatte er sich nur mit Geschäften befaßt, und sein Herz war tot gewesen wie das eines alten Mannes. In seinem Alter aber wurde Onkel Moses jung

und begann erst jetzt seine Jugend zu leben, die er versäumt hatte. Onkel Moses lebte gar nicht mehr für sein Geschäft, für das Ausschußtuch und für die billige Konfektion. Er lebte für ein junges Mädchen, das aufwuchs und sich vom Kinde zur Frau entwickelte. Er beobachtete jede Veränderung, die mit Mascha vorging . . . Wenn er sie nach einer Woche wiedersah, betrachtete er sie genau und glaubte zu erkennen, daß ihre Haare während dieser Woche dichter geworden, ihre Zähne schärfer und fester waren. Er freute sich zu sehen, wie sich ihre Figur entwickelte, ihr Wuchs emporschoß und ihr Körper voller wurde. An jedem Sabbat bemerkte er etwas Neues an ihr, entdeckte er an ihr einen neuen Reiz, der vorher nicht zu sehen gewesen war.

Onkel Moses wurde besser zu seinen Leuten. Seine Augen wurden klarer und traten aus dem wulstigen Fett seines Gesichtes hervor. Er lernte lächeln, und wenn einmal jemand seinen Pflichten nicht ganz gehörig nachkam, so lächelte Onkel Moses statt loszufahren. Niemand begriff die Veränderung, die in ihm vorging. Aber alle fühlten und spürten, die Ursache dieser Änderung sei Mascha, und sie nutzten auch Mascha zu ihrem Vorteil aus. So wie einmal die Juden Esther dazu benutzt hatten, um bei Ahaschwerosch eine gute Behandlung zu erlangen, so nutzten die Kusminer Landsleute Mascha bei Onkel Moses. Wenn einer eine Schiffskarte für seine Angehörigen brauchte, so wurde Mascha zu Onkel Moses geschickt, um zu bitten. Wollte einer seine Tochter verheiraten, brauchte er Goldplomben oder

mußte er sich operieren lassen — um alles wurde Mascha zum Onkel geschickt. Mascha schlug der Onkel nichts ab. Wenn sie vor ihn hintrat, wurden seine Augen heller, das Fett seines Gesichts drängte sich dem Blick nicht auf. Sein ganzes Aussehen bekam etwas Menschliches, und sein Gesicht, das sonst wie eine rätselhafte Maske war, lag offen und jedermann verständlich da . . . . . Da Mascha bei Onkel Moses alles ausrichten konnte, so wie einst Esther bei Ahaschwerosch, gaben ihr die Kusminer auch den Beinamen Esther; den Onkel Moses nannten sie Ahaschwerosch, und Aaron Melnik — Mordechai . . .

Zwei „Tote" bereiteten sich zur Reise in die andere Welt vor. Der eine war Onkel Moses' Vater, der alte Melnik, der andere Onkel Berl. Beide bereiteten sich zur Reise nach Kusmin vor, um dort zu sterben. Onkel Berl hatte auf dieser Welt nichts mehr zu tun. Er fühlte, daß der Palast, welchen er sich in der anderen Welt erbaut hatte, für ihn fertig stand, und diese Welt ihn nicht mehr wollte. Er wurde krank, spuckte Blut und konnte nicht mehr arbeiten. Seine „Kostgänger" hatte er verloren — die Kinder hatten geheiratet. Onkel Berl und seine Frau bemerkten eines Tages, daß sie ohne Kostgänger waren und daß eigentlich niemand da war, um das Haus zu erhalten.

Onkel Berl wollte unbedingt in die Heimat reisen, seine letzten Tage im Beth-Hamidrasch von Kusmin verbringen, Psalmen hersagen und auf dem Friedhof von Kusmin begraben werden.

Seine Frau Genendel aber sagte, ihr „Kusmin" sei dort, wo ihre Kinder seien, und wenn es nach hundertundzwanzig Jahren so weit wäre, wolle sie dort liegen, wo ihre Kinder wären. So schieden denn Mann und Frau noch bei Lebzeiten — Onkel Berl kehrte nach Kusmin zurück um zu sterben, und seine Frau blieb in Amerika.

Den zwei „Toten" zu Ehren versammelten sich sämtliche Kusminer Landsleute am Abend vor Abgang des Schiffes bei Onkel Berl, um von den „Toten" Abschied zu nehmen. Die beiden „Toten", der alte Melnik und Onkel Berl, saßen am Tisch obenan und tranken den Landsleuten „Lechajim" zu; ihre Familien — Töchter, Schwiegersöhne und Enkel — nahmen von ihnen Abschied, sie weinten wie bei einem Begräbnis. Die Landsleute baten beide um Verzeihung für Unrecht, das sie an ihnen begangen, wie man es bei Verstorbenen tut.

‚Was ist es denn für ein Unterschied zwischen uns? Wir alle werden heimfahren, alle werden wir dorthin fahren, wohin sie fahren!" so rief ein Kusminer, ein alter Mann, der auch nach dem Friedhof von Kusmin Sehnsucht hatte.

„Reb Berl, grüßt alle dort!"

„Wenn Ihr dort meine Leute sehet, Reb Mordechai, so grüßet sie . . ."

„Legt Fürbitte für uns ein", rief eine Frau und schluchzte laut.

Die „Toten" selbst waren sehr heiter. Sie fühlten gar nicht, daß es ihr letzter Weg war. Onkel Berls Augen leuchteten, und er fuhr sich zufrieden durch

den Bart. Sein Aussehen war das eines Menschen, der daran ist, ein Glück zu erlangen, das er sein ganzes Leben lang ersehnt hat, eines Menschen, welcher jetzt den Lohn für die Mühe seines ganzen Lebens empfängt. Ruhe und stille Heiterkeit sprachen aus allen seinen Bewegungen.

Auch der alte Melnik war lustig, er trank jedem zu und witzelte:

„Wenn ich deinen Vater, den alten Chaim, drüben in der anderen Welt treffe, wird er mich natürlich fragen: ‚Was treibt eigentlich mein Sohn in Amerika?' Ich werde ihm antworten: ‚Dein Sohn frißt Schweinefleisch und entweiht den Sabbat, deshalb wirft dich dein Grab immer wieder aus.' Dann wird er schon über dich kommen und dich bei Nacht erwürgen. Du wirst schon noch dein Teil bekommen — oh, wirst du noch dein Teil bekommen!"

Und alle Landsleute lachten herzlich über den „Toten", der Witze machte.

*

Die Landsleute kamen zum Schiff, um den „Toten" das Geleite zu geben; es sah aus wie ein wirkliches letztes Geleite. Die Kinder weinten, fielen dem Vater um den Hals und baten ihn um Vergebung:

„Vater, vergib uns, wenn wir etwa nicht recht gegen dich gehandelt haben."

„Vater, wir werden dich nie vergessen. Solange du lebst, werden wir dir Geld schicken."

„Lange werde ich euer Geld nicht benötigen".

Onkel Berl lächelte ruhig und gut. „Bleibt gesund, liebe Kinder, und denkt an Gott."

Dann rief Onkel Berl Charlie, seinen einzigen Sohn, beiseite und sprach zu ihm:

„Ich habe nur eine Bitte an dich. Freilich, ich hätte gewünscht, es wäre anders ... ich kann ja nichts tun. Aber das eine versprich mir, versprich es mir mit Handschlag, daß du es halten wirst! Wenn du hörst, daß alles vorüber ist, sage den Kadisch für mich. Versprich es mir, mein Sohn!"

Die Landsleute standen beim Schiff und sahen der Szene zu; alle wußten, was der Vater jetzt von seinem Sohne verlangte, und alle erinnerten sich an ihre eigenen Kinder, alle dachten daran, wie fern und fremd ihre Kinder ihnen in Amerika geworden waren. Und die Landsleute begannen zu seufzen. Da und dort wurde heimlich eine Träne aus den Augen gewischt, und einer flüsterte dem anderen zu:

„Ist denn mein Sohn besser? Oder deiner?"

Charlie, welcher in den paar Jahren zu einem großen und hageren Burschen mit zwei kräftigen Händen und einer breiten, knochigen Brust herangewachsen war, stand da wie eine Statue. Er begriff, daß der Vater etwas Heiliges und Teures von ihm verlangte. Er hatte Mitleid mit ihm und nickte zustimmend mit dem Kopfe, doch sprach er kein Wort. Er konnte dem Vater gar nichts sagen, denn der Vater war ihm wahrhaftig fremd.

Die Mutter liebte er, weil sie sich stets seiner angenommen und ihn gegen die älteste Schwester verteidigt hatte. Doch der Vater mit seinem Beten,

Lernen und seiner ewigen Frömmelei — was konnte er für den Vater empfinden?

Die Schwiegersöhne standen in einem Winkel und sprachen leise miteinander; sie sammelten Geld, und der älteste Schwiegersohn, der aus Galizien, überreichte es Berl:

„Schwiegervater, das habt Ihr, wenn es nach hunderundzwanzig Jahren nötig sein sollte, und Ihr sollt . . ."

„Für das, was nach hundertundzwanzig Jahren nötig sein wird, brauche ich kein Geld; dafür habe ich mir, Gott sei Dank, selbst etwas von meiner Arbeit erspart," Onkel Berl zog einen kleinen Geldbeutel hervor, den er auf der Brust trug, „aber bis es nach hundertundzwanzig Jahren so weit ist, bis dahin verlasst mich nicht! Lange wird es bis zu den hundertundzwanzig Jahren nicht mehr dauern . . . das spüre ich schon . . ." Onkel Berl lächelte heiter.

Als er von seiner Frau Abschied nahm, da verstand das alte Paar erst, was Amerika für sie bedeutet hatte. Sie hatten ihre Kinder nach Amerika gebracht. Die Kinder hatte ihnen Amerika genommen. Aber sie selbst spie Amerika wieder aus und warf sie wie einen wertlosen, nutzlosen Fetzen fort. Amerika hatte sie in ihren alten Tagen getrennt. Aus der alten Mutter zieht es noch ein wenig Nutzen, den alten Vater aber schickt es heim zum Sterben.

„Der Tod hat uns nicht trennen können, und Amerika hat uns getrennt", rief Genendel und wußte nicht recht, was sie damit meinte; doch sie

fühlte in sich einen großen Haß gegen das Land, welches ihr alles genommen hatte, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Kinder, welches das ausspeit, was es nicht mehr braucht . . .

Doch bald wurde es fröhlich beim Schiffe. Onkel Moses kam mit dem zweiten „Toten". Der alte Melnik war sinnlos betrunken. Er hielt den Beutel mit dem Geld in der Hand, das er für sein Begräbnis zusammengespart hatte, klimperte mit dem Gelde und schrie den Sohn an:

„Jetzt brauche ich dich zum Krenreiben, du Pharao, König von Ägypten, samt deinem ganzen Königreich Amerika von Hodu bis Kusch. Das Begräbnisgeld habe ich mir selbst zusammengespart. Ich habe es mir erarbeitet, mit eigenen Händen, mit meiner Grießmühle. Wozu und weshalb brauche ich dich?"

„Komm, Berl, komm zurück nach Kusmin!" Er zog Berl beim Ärmel. „Bleib gesund, Pharao," rief er dem Sohne zu, „und ihr, Landsleute, ihr Knechte in Ägypten, gehet zurück zum Pharao in die Fron."

Als das Schiff mit den beiden „Toten" abfuhr, standen die Landsleute lange am Ufer und sahen ihm mit sehnsüchtigen Blicken nach. Gar mancher beneidete die „Toten", daß sie ruhig dem Friedhof von Kusmin zusteuerten und nicht zum Pharao von Ägypten zurückkehren mußten.

Alle waren traurig. Sogar Onkel Moses war traurig geworden und blickte dem Schiffe mit den „Toten" nach. Jeder von den Landsleuten dachte an sein

eigenes Ende, dachte an den Augenblick, da er mit dem Schiff heimkehren würde . . .

Abseits von allen aber standen Mascha und Charlie, die beiden erwachsenen Kinder, die schon in Amerika aufgewachsen waren. Sie glichen einander im Wuchs, als wären ihre stolzen, jungen Köpfe miteinander emporgeschossen. Ihre Schultern lagen in gleicher Höhe. Die beiden jungen Menschen begegneten sich zum ersten Male, seit sie erwachsen waren, beim „Begräbnis" der Alten. Und die Jugend zog eines zum anderen. Sie sahen nicht, wie das Schiff mit den „Toten" abfuhr. Sie plauderten eifrig miteinander und lachten hell, wobei eines dem anderen weiße, junge, starke Zähne wies. Die Landsleute hörten ihr Lachen, sahen sich um, und einer sprach zum anderen:

„Nun, da hast du es, Amerika! Kümmert sie denn etwas? Wissen sie denn von etwas? Der Vater fährt heim, und er steht mit einem Mädel da und lacht."

„Sie gehören ja zu einer ganz anderen Welt, ganz andere Menschen sind sie, was willst du von ihnen?" lautete die Antwort.

ZWEITER TEIL

I

„ER WIRD KINDER HABEN"

Am frühen Morgen erschien Onkel Moses in seinem Geschäft; er trug einen weißen Anzug und erfüllte den ganzen Laden mit Colgates Rosenparfüm, dessen Geruch er auf weite Entfernung ausströmte. Seine spiegelblank glänzenden, neuen gelben Schuhe verrieten mit ihrem schweren Knarren: da geht Onkel Moses! Sein breites, dickes Gesicht glänzte, frisch rasiert, spiegelglatt wie ein Fisch, der soeben aus dem Wasser gezogen wurde. Er nahm seinen mächtigen Panamahut ab und fuhr mit einem Batisttaschentuch über den verschwitzten Kopf und den heißen Nacken, der geradezu gekocht aussah. Die Angestellten drückten sich vor Furcht in die Ecken und machten sich bei den Anzügen, den Hosen und Röcken zu schaffen. Onkel Moses blieb mitten im Geschäft stehen, blickte sich nach allen Seiten um und betrachtete die „Familie", die bei ihm arbeitete. Seinen Leuten schien dieser musternde Blick ein Jahr lang zu dauern. Onkel Moses winkte mit zwei Fingern Sam heran, dem er das größte Vertrauen schenkte, und fragte:

„Ist alles all right?"

„Yes, Onkel", antwortete Sam.

„Was macht Kusmin?" Onkel Moses deutete mit dem Finger in die Höhe.

„Sie nähen die Winterröcke Nummer 53."

„Gut, schau dazu, daß sie vorwärts kommen. Kusmin kann ja nur schwitzen und schlafen. Schau zu, daß du aus dem Stoff etwas herausschlägst. Schneide daraus so viel Röcke, wie nur möglich, Freund. Schau, daß du was herausschlägst."

„All right, Onkel."

„Ich bleibe heute den ganzen Tag fort. Gib acht, Sam. Alles all right?"

„Yes, Onkel."

Onkel Moses nickte seinem Neffen zu, als wollte er ihn begütigen, und, indem er wieder seine Blicke nach allen Seiten warf, rief er:

„Boys, heute ist Sonntag, ein heißer Sonntag, schneidet die Winterröcke zu, schlagt etwas heraus, aber ordentlich!" Damit verließ er den Laden; seine großen, glänzenden, gelben Schuhe knarrten.

Die „Familie" atmete erleichtert auf, als sie des Onkels Rücken sah. Vorsichtig traten die Leute vor den Laden und sahen, wie sich der Onkel in ein Mietauto setzte, das ihn vor der Tür erwartete. Ein Lächeln erschien auf den Lippen . . . Alle wußten, wohin der Onkel fuhr, und warfen hämische Seitenblicke auf Sam; sie stießen einander an und flüsterten, indem sie mit den Augen auf Sam deuteten:

„Er hat geglaubt, er würde ihn beerben!" Einer lachte, die Hand vor dem Munde, und deutete mit der Fußspitze auf Sam.

„Du Narr, er kann doch noch zwölf Kinder haben. Du glaubst, er bringt es nicht fertig? Genau so wie der alte Petrik daheim."

„Hast du den Nacken gesehen?" brummte ein anderer.

Sam fühlte die Blicke, die ihm folgten, und verstand, was das Lachen bedeutete. Er sah sich um. Sein Blick und sein Gesicht nahmen den Ausdruck des Onkels an. Er sah dem Onkel tatsächlich ähnlich. Scharfe Augen, eine spitze Nase und ein starkes, männliches Kinn. Die Leute erschraken vor ihm und taten, als sprächen sie vom Geschäft.

Sam spukte aus und trat vor die Tür, um dem Onkel nachzuschauen, welcher schon lange verschwunden war. Nervös grub er die Zähne in die Lippen, seine Hände ballten sich zu Fäusten und ein Fluch drang durch seine starken, weißen Zähne.

Dafür also hatte er dem Onkel treu gedient seit seinem vierzehnten Jahre, da ihn der Onkel nach des Vaters Tode als Waise nach Amerika gebracht hatte? Sam war des Onkels treuer Haushund. Der Onkel verwendete ihn einfach zu allem, hatte ihn zu seinem Leibsklaven, zu seinem Spürhund gemacht. Sam hatte bei den Landsleuten, die beim Onkel arbeiteten, spioniert und dem Onkel angegeben, wer von ihnen ihm treu war und wer nicht. Er hatte für den Onkel Dinge ausgeführt, für die er hätte ins Gefängnis kommen und sein Leben lang darin bleiben können. Als man die aus der Fünften Avenue gestohlenen Waren, die Röcke und die Hosen, fand, auf denen des Onkels Firmazeichen aufgenäht war,

und die Sam im Keller versteckt hatte — damals hatte Sam alles auf sich genommen, und mit Mühe und Not war es gelungen, ihn vor Unglück zu bewahren. So oft irgendeine Unannehmlichkeit vorkam, nahm sie Sam auf sich. Als man den Onkel wegen des polnischen Mädchens, das schwanger geworden war, plötzlich zum Attorney des Polizeidistriks rief, sooft die Sache mit der Frau in dem galizischen Restaurant geordnet und ihr eine Monatsrente gezahlt werden mußte — alle diese Dinge erledigte Sam. Er konnte das Leben für den Onkel wagen und wäre für ihn nicht bloß ins Gefängnis gegangen, wenn es nottat, sondern hätte für ihn auch gemordet. Und all das hatte er getan, weil er hoffte, dereinst des Onkels Nachfolger zu werden.

Seine Treue zum Onkel war nicht geheuchelt. Sie entsprang seiner Vergötterung des Mannes, den er sich zum Vorbild, zum Ideal genommen hatte, dem er einst ähnlich sein wollte. In seiner Vergötterung des Onkels und der Treue zu ihm lag die Treue zu sich selbst und seiner eigenen Zukunft, wenn er der „Onkel" sein würde. Und mit einem Male sollte alles zunichte werden! Der Onkel ging Hochzeit halten, mit dem Fratzen, der Tochter von Aaron Gorgel! Die hatte ihn nun in der Hand. Und sie wird mit ihm Kinder haben — eines, zwei drei, alles wird den Kindern zufallen. Sie wird es schon so einrichten, daß sie Kinder hat, und, wenn es notwendig ist, wird sie ihm ein fremdes Kind unterschieben, um nur ja zu erben. Sie versteht ihr Geschäft; das sieht man schon jetzt. Allmählich setzt sie dann ihre Leute

in das Geschäft: ihre jüngere Schwester, die ist Buchhalterin; ihren Vater Aaron Melnik, der zu Hause „Gorgel" hieß, den macht sie zum Kassierer ... Und was soll dann aus Sam werden? Es kann noch ein Tag kommen, da Sam, des Onkels treuer Sam, vor die Türe gesetzt wird!

Sam gedachte der Gelegenheiten, da er beim Onkel hätte Geld machen können. Sein Vetter Manes, welcher vor Sams Ankunft des Onkels rechte Hand gewesen war, hatte ihm mehr als einmal geraten:

„Hör', Sam, für morgen laß Gott sorgen; du sorge für heute. Was du auf der Bank hast, das gehört dir. Alles andere ist Luft. Du kennst den Onkel nicht. Wenn er alt ist, wird er sich ein junges Mädchen nehmen. Merke dir, was ich dir jetzt sage!"

Sam fielen diese Worte von Manes wieder ein. Manes war älter und erfahrener als er, und er hatte auf seinen Rat nicht gehört. Er hatte sich auf den Onkel verlassen, hatte alles bekommen wollen ... Und jetzt hatte er es!

„Heute Abend gehe ich zu Manes. Er mit seinen Verbindungen bei Advokaten und Tammany-Hall-Richtern wird schon einen Ausweg finden. Der Onkel darf das Schneidermädel nicht heiraten, er darf sich nicht mit dem Aaron Gorgel verschwägern, der hier ein großer Herr werden soll. Das wäre für alle ein Unglück; die ganze Kusminer Sippe ist in Gefahr ..."

Sam zögerte, ob er diesen Schritt tun sollte. Seine Treue gegen den Onkel brachte es noch nicht fertig, ihm etwas Böses anzutun. Er vergötterte den Onkel

zu sehr, er liebte ihn, und alles, was der Onkel tat, fand seinen Beifall. Sam verstand alles, was der Onkel tat, und war stolz darauf. Sogar des Onkels Absicht, Mascha zu heiraten, hatte ihm gefallen; und wäre es nicht gegen seine eigenen Interessen gegangen, so hätte er wahrscheinlich dem Onkel dabei Hilfe geleistet. Aber Sams Ansprüche an seine Zukunft waren reif geworden, und er war bereits so weit Mann, daß er seine Sentiments opfern konnte.

„Daß ihn die Pest, den Alten — er wird Kinder haben!" das stand ihm vor Augen, wenn er an seine eigene Zukunft dachte.

Haß gegen den Onkel fühlte er nicht. Sein Haß und Zorn richteten sich gegen den jungen Fratzen, gegen Mascha, gegen ihren Vater Aaron Melnik, welche sich in den engen Kreis der Familie hineingestohlen hatten. Sie sah er als Konkurrenten an.

„Man müßte dem Fratzen, der Braut des Onkels, die Frau vom Restaurant schicken, samt den fünf Kindern, die der Alte ihr geschafft hat. Sie kann sich dann mit dem Fratzen aussprechen. Wird das eine Hochzeit sein, wenn die Frau aus dem galizischen Restaurant am Hochzeitstage auftaucht! Die Braut wird bereits angekleidet sein, um unter den Baldachin zu treten, und da wird die andere ihre Kinder vor ihr in Reih und Glied aufstellen: ‚Du willst meinen Mann heiraten, den Vater meiner Kinder?'"

Oh, das wird eine Hochzeit sein! In Gedanken kostete der Bursche bereits seine Rache aus.

Und der Onkel? Der Onkel wird im Frack da-

stehen, das wird ein Skandal werden! Sam fühlte einen Augenblick Mitleid mit dem Onkel. Er zauderte, aber bald stand wieder seine eigene Zukunft vor seinen Augen. Er dachte an Rosa, seine eigene Braut, und biß sich auf die Lippen:

„Hol' ihn der Teufel; er wird Kinder haben, der Alte!"

Mit diesen Rachegedanken trat er wieder in den Laden. Sein Gesicht nahm die strenge, befehlshaberische Miene an, welche er dem Onkel abgelernt hatte. Sein Kinn wurde breit, und unter der langen, spitzen, starken Nase zogen sich die Falten, vor denen die Landsleute solche Furcht hatten. Und unter der Nase schnarrte er, den Onkel nachmachend:

„Mäntel schneiden, so viele es ausgibt, Boys!"

Der Sonntag in Melniks Geschäft hatte begonnen.

2

MASCHA

Mit Onkel Moses war etwas passiert. Onkel Moses hatte am Sonntag sein Geschäft Geschäft sein lassen und machte mit einem Mädchen einen Ausflug für den ganzen Tag! Onkel Moses war wirklich im Alter jung geworden und tat Dinge, die ihn in den Augen aller seiner Bekannten lächerlich machten und seiner Würde bei den Landsleuten von Kusmin Abbruch taten. Onkel Moses begann in seinen alten Tagen ein Geck zu werden, als wäre er neunzehn

Jahre alt. Er trug enge, kurze Hosen, damit man die weißen Strümpfe sehen könne, und hohe, schmale, steife Kragen, die ihn furchtbar quälten; und Onkel Moses überschüttete sich geradezu mit Parfüm ... Beim Lunch im galizischen Restaurant, wo Onkel Moses so gern die fetten, gebratenen Hinterteile von jungen Gänsen oder Enten aß, sahen ihn die Geschäftsleute aus der Bowery verwundert und belustigt an und lachten hinter vorgehaltenen Händen. Ein Warschauer, der erst vor kurzem ein Zigarrengeschäft in unmittelbarer Nachbarschaft des Onkels eröffnet hatte, und bereits in der ganzen Gegend als echter Warschauer, als Stutzer und Witzbold, bekannt war, hatte dem Onkel bereits einen Streich gespielt: er hatte bei der Frau aus dem galizischen Restaurant einen Kuchen in Form eines Herzens bestellt, ein farbiges Bildchen — ein Mädchen mit roten Wangen, das von einer Schokoladentafel genommen war — daraufgeklebt und dieses Geschenk dem Onkel zugesandt. Onkel Moses sah und hörte, daß man über ihn lachte, und schluckte alle Späße hinunter; sein roterNacken unterlief blutig, doch er konnte sich nicht helfen. Und überdies mußte er mit einem grünen Jungen in Wettbewerb treten, mit einem neunzehnjährigen College-boy, mit Charlie, welcher in der letzten Zeit ein häufiger Gast bei Aaron Melnik gewesen war und mit Mascha ausging. Onkel Moses hatte große Angst vor dem neunzehnjährigen College-boy, er hatte überhaupt Angst vor allen Leuten, die jünger waren als er. Sein einziger Trost war, daß der neun-

zehnjährige College-boy ausgefranste Hosen und vertretene Stiefel trug und für einen Cent sein Leben hingegeben hätte, während er, Onkel Moses, sich nach der letzten Mode kleiden konnte. Onkel Moses verstand wohl, wie lächerlich er in der eleganten Kleidung aussah und wie gering sein Vorteil gegen Charlie war, doch er ließ es darauf ankommen. Denn er hatte sich fest vorgenommen, Mascha zu heiraten, das achtzehnjährige Mädchen, welches er selbst erzogen hatte, zu heiraten, und in seinem Alter Kinder zu haben, niemandem zum Trotz, nur sich selbst zuliebe, seiner eigenen Lebensfreude zuliebe. Er hielt sich für berechtigt dazu und verstand deshalb nicht den Spott, der mit ihm getrieben wurde. Seine geckenhafte Kleidung war ihm ein Mittel, um das kindliche Herz des jungen Mädchens zu gewinnen. Ohne das ging es eben nicht. Und in den kurzen, schmalen Hosen mit dem enggeschlossenen Rock über seinem dicken Bauch, der lebemännisch gehaltenen Frisur, schloß Onkel Moses ernsthaft große Geschäfte ab, handelte mit den Kaufleuten, kaufte und verkaufte Häuser, nahm an Meetings von Wohltätigkeitsvereinen teil, trieb mit seinem Blick Kusmin zur Arbeit an, als merkte er gar nicht die Lächerlichkeit seiner jugendlichen, geckenhaften Kleidung, seiner geschminkten und gepuderten Wangen ... Er war derselbe gestrenge Onkel Moses in seinen jungenhaften, wie ein Maskenkostüm anmutenden Kleidern, wie er es in seinem früheren täglichen Leben gewesen war.

Drei Jahre hatte Onkel Moses geduldig gewartet,

bis die vierzehnjährige Mascha erwachsen war. Alle paar Tage war er zu Aaron Melnik gekommen, um sein Zukunftsglück zu betrachten, und hatte sich in heimlichen, süßen Phantasien gewiegt, in Phantasien über das Glück, welches ihm bevorstand. Er musterte Mascha jedesmal, wie man eine Sache mustert, die einem gehört. Als Mascha siebzehneinhalb Jahre alt war, ging Onkel Moses daran, seine ihn zuinnerst quälenden und doch wonnigsüßen Phantasien zur Wirklichkeit werden zu lassen. Er fuhr jetzt zu Mascha, um sie mitzunehmen — doch nicht mehr wie bisher als Kind, sondern als erwachsenes, verständiges Mädchen, welches das große Glück versteht, das ihm beschieden ist; als Mann wollte er Mascha gegenübertreten und ihr seine Kraft zeigen . . .

Im Gedanken an Mascha lächelte er freudig in sich hinein, als er in den frischen Sommermorgen fuhr, der noch kühl war vom nächtlichen Regen und doch schon die feuchte Glut des Tages ausströmte. Er sah Mascha in dem weißen Batistkleid vor sich, aus dem ihr blühender Leib voll hervortrat. Seit sie erwachsen war, liebte es der Onkel, Mascha in Weiß zu sehen. Weiß erzeugte in ihm eine angenehme Vorstellung . . . Er stellte sich die Zeit nach der Hochzeit vor, Mascha liegt im Wochenbett mit dem Kinde, mit seinem Kinde; er tritt, ein wenig angeheitert, in ihr Zimmer, und sie blickt vom Bett zu ihm hinüber, ganz weiß, auf ihrem Gesicht liegt noch die Qual der Wehen, und sie blickt auf ihn, um Mitleid flehend . . . Dieser Gedanke hatte etwas

Beseligendes für ihn, es machte ihm innerlich Freude, Mascha im Wochenbett, ihr Gesicht gequält und bleich, zu sehen. Weiße Kleider gaben ihm immer diese Vorstellung, und deshalb machte er ihr auch so häufig weiße Kleider zum Geschenk. Er hatte sie auch gebeten, das weiße Batistkleid anzuziehen, als er mit ihr verabredet hatte, für den ganzen Sonntag mit ihr zusammen in einen nahen Badeort zu fahren.

Mascha erwartete ihn bereits, wie er es gewünscht hatte, in Weiß. In den paar Jahren, da der Onkel ihr sein Interesse zuwandte und sie erzog, hatte sie sich an ihn wie an einen Vater gewöhnt. Sie gab seinen Launen nach wie ein kluges Kind, das oft seinem ausgelassenen Vater nachgibt. Sie war dazu erzogen worden, dem Onkel zu gehorchen und ihm alles zuliebe zu tun. Ihr Vater, ihre Mutter, die ganze Familie und alle Landsleute hatten es sie so gelehrt. Und sie lehrten es sie nicht nur, sondern sie selbst gehorchten alle dem Onkel und gaben nicht nur seinen Launen nach, sondern hätten für ihn selbst das Unmöglichste getan. Selbst wenn er von ihnen ihre verborgensten und heiligsten Besitztümer verlangt hätte — sie hätten sie ihm gegeben . . . Sie waren ja glücklich, wenn der Onkel von einem von ihnen etwas wollte, etwas verlangte, wenn er einen von ihnen mit einem Auftrag, mit einem Befehl beglückte. Und wenn der Onkel jemanden nach seiner Frau oder seinen erwachsenen Kindern fragte, so war der erhoben in den Augen seiner Landsleute . . .

Alle Landsleute beneideten Aaron Melnik und gönnten ihm das Glück nicht, das der Onkel durch

sein Interesse für Mascha in sein Haus gebracht hatte. Nichtsdestoweniger wurde Mascha der Zauberring zu des Onkels Herz; wenn jemand eine Bitte an den Onkel hatte — eine Tochter verheiraten, Angehörige nach Amerika bringen, Geld heimsenden wollte, kam er zu Mascha; und Aaron Melnik, Maschas Vater, wählte die Leute aus, denen er Wohltaten erwies. Aaron Melnik wurde umschmeichelt wie einst Sam umschmeichelt wurde, seine Frau Rosa hielt das Schicksal der Kusminer Landsleute in Händen — und das alles durch das Zauberringlein Mascha, das so viel Gunst in den Augen des Onkels gefunden hatte.

In dieser Atmosphäre wuchs Mascha auf; sie begann bereits die häßliche Rolle, die sie spielte, zu verstehen (instinktiv hatte sie sie schon lange empfunden), doch sie konnte sich nicht helfen. Die Eltern, die Verwandten und alle Landsleute hielten das, was ihr wiederfahren war, für ein so großes Glück, daß sie es nicht wagten, sich dagegen aufzulehnen oder etwas anderes zu denken, als alle Landsleute. Bis in die letzte Zeit hatte sie selbst alles für ein großes Glück gehalten, doch je reifer und älter sie wurde, und insbesondere in der letzten Zeit, stieg in ihr die Empfindung auf, sie werde dieses Glück teuer bezahlen müssen. Es war ihr noch nicht ganz klar, womit sie werde bezahlen müssen, doch sie empfand, sie sei ein Opfer für ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Verwandten und für alle Landsleute ...

Diese Empfindung umgab ihr zartes mädchen-

haftes Wesen mit einer Hülle von Trauer und Stille. Wenn Mascha mit jungen Freundinnen oder bekannten jungen Leuten an einem Tee, einem Ball oder einem Ausflug teilnahm, konnte sie selten so frei und glücklich lachen wie ihre Freundinnen. Es kam ihr vor, als schwebe etwas über ihr, etwas Fremdes und Trauriges, und alle sähen es; über ihrem weißen Atlaskleid, das schöner und prunkvoller war als die Kleider aller ihrer Freundinnen, schien ein dunkler Gazeschleier zu schweben, wie der, in den eine tote Braut gehüllt wird. Mascha schien es, als habe sie kein Recht mehr, sich zu freuen und so laut und frei zu lachen wie die Mädchen ihresgleichen . . .

Und oft erklang mitten in der Nacht, wenn alle fest und ruhig schliefen, ein Weinen, ein leises Schluchzen. Mascha weinte und wußte nicht warum . . .

3

DER BRÄUTIGAM

Auf der Treppe knarrten Onkel Moses' neue gelbe Schuhe, und seine Stimme erklang:

„Mascha, ready?"

In der offenen Tür standen Maschas Eltern. Der ehemalige Arbeiter Aaron Melnik hatte Fett angesetzt. Rosa war voller und gesünder geworden. Beide sahen viel jünger aus. Aaron Melnik trug jetzt einen schwarzen, kurzen Bart, er hatte feiste, rote Backen und einen roten Nacken vom Biertrinken

bekommen. Er stand ohne Rock da, in einem blendend weißen Hemd, und hatte gerade gefrühstückt. Rosa trug einen seidenen Unterrock. Beide lächelten dem Onkel freudig zu:

„Ready, Onkel, ready!"

Ebenso wie Mann und Frau einander in Armut gehaßt hatten, so liebten sie sich im Reichtum. Ebenso wie sie einander früher unaufhörlich beschimpft und angeklagt hatten, so überboten sie sich jetzt in Zärtlichkeiten und liebevollen Segenswünschen. Eines sorgte für das andere. Es schwirrte nur so von „lieber Aaron", „goldener Aaron", und „Rosa, du mögest mir nur gesund bleiben" und „du hast doch heute noch gar nichts im Munde gehabt" und ähnlichen Zärtlichkeiten. Beide faßten den Onkel unter den Arm und führten ihn ins Zimmer.

Bald erschien Mascha. Sie war in den letzten Jahren wirklich groß geworden. Noch lag das kindliche Wesen auf ihrem Gesicht, die Muttermilch auf ihren Lippen. Aber ihre Gestalt und Erscheinung atmeten erfrischende Jugendreife. Ihre schwarzen, dichten Haare waren in zwei starke Zöpfe geflochten und durch ein Seidenband verbunden. Sie trug einen breiten Strohhut und ein weißes Kleid, wie es der Onkel gewünscht hatte. Eine breite, weißseidene Schärpe umschloß mit einer Schleife ihre jugendschmale Taille. Weiße Seidenstrümpfe lugten über den hohen, weißen Schuhen hervor. Der Onkel umfaßte ihre Erscheinung mit einem einzigen Blick. Wie er gewöhnlich tat, wenn er im Geschäft zufrieden war, spuckte er sich in die Hände und fuhr

sich übers Haar. Diese Gewohnheit hatte er noch von seinen Fleischerburschenjahren in der Heimat her mitgebracht und konnte sie nicht ablegen. Behaglich lächelnd brummte er: „Gut!"

„Onkelchen, vielleicht einen kleinen Imbiß? Alles steht auf dem Tisch", wagte Aaron Melnik einzuladen.

„Keine Zeit, das Auto wartet."

„Vielleicht doch, frische Eier, junger Rettich mit Rahm", bot Rosa an.

Der Onkel blickte wütend auf Aaron Melnik.

„Du hörst doch, es ist keine Zeit, das Auto wartet", fuhr Aaron seine Frau an und machte dabei eine bedauernde Handbewegung.

„Mascha, komm. Wir werden unterwegs essen."

Mascha folgte dem Onkel. Die Eltern riefen ihr in der Türe nach:

„Laßt es euch gut gehen! Unterhaltet euch gut!"

„All right." Der Onkel winkte mit der Hand empor.

„Nun, Mascha, you like it?" Der Onkel faßte Mascha bei der Hand, während das Auto beide durch die Straßen ins Freie führte.

„Surely, I do", antwortete das Mädchen.

„I am going to give you a nice time, kid." Der Onkel tätschelte ihre Hand.

Mascha bekam Angst vor dem Onkel; es war das erstemal, daß sie diese Empfindung in Gegenwart des Onkels hatte . . . Sie schaute ihn an; und wie sie sich so neben ihm im Auto sitzen sah, der so groß und breit war, erschrak sie vor ihm. Sie hatte keine

Lust, mitzufahren; viel lieber wäre sie ausgestiegen und fortgelaufen. Des Onkels Benehmen erschien ihr sonderbar. Er faßte sie plötzlich bei der Hand, sah ihr in die Augen und sprach:

„Listen, Mascha, I like you! Ich will, daß du mich lieben sollst, lieben — very much!"

„Surely I like you, Onkel!"

„Ja, ja, ich will, daß du mich sehr liebst. Den Onkel muß man sehr liebhaben". Er faßte sie wieder bei der Hand und sah ihr in die Augen.

Mascha bekam Furcht. Sie lächelte kindlich:

„Du bist heute so sonderbar, Onkel!"

„Sonderbar? Haha, sonderbar — listen, kid, ich will dir heute etwas sagen, ein Wort will ich dir sagen; viele, viele haben auf dieses Wort gewartet, niemandem habe ich es gesagt, aber dir will ich es sagen."

Mascha hatte Furcht, zu fragen, was das für ein Wort sei. Sie hatte überhaupt Furcht zu sprechen, und nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich fortzulaufen.

„Höre, Mascha," der Onkel wurde plötzlich sehr ernst und nahm sie wieder bei der Hand, „I know, du bist a clever girl, du verstehst — den Onkel muß man liebhaben und ihm gehorchen und vor ihm Respekt haben, großen Respekt; du siehst ja, wie alle vor dem Onkel Respekt haben — und das ist nicht umsonst, mein Kind, nicht umsonst. Der Onkel wünscht Gehorsam, wünscht, daß man alles tut, was er befiehlt, hörst du, alles — keine Widerrede, keine Widersetzlichkeit. Wenn der Onkel sagt,

heute ist Sonntag, so ist Sonntag, und wenn er sagt, heute ist Montag, so ist Montag, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Und, was die Hauptsache ist, gehorchen, liebes Kind, folgsam sein, in allem, verstehst du, Mascha?"

„Du bist so sonderbar, Onkel", lachte Mascha ihm plötzlich ins Gesicht.

Der Onkel biß sich auf die Lippen, schwieg und dachte eine Weile darüber nach, was nun zu tun sei. Er entschloß sich, vorläufig das Gespräch abzubrechen und Mascha Zeit zu geben, seine Worte tief in ihr junges Herz eindringen zu lassen. Er sah, daß seine Worte auf sie Eindruck gemacht hatten.

In der Nähe des Strandes war ein jüdisches Restaurant für vornehme Gäste, dort fuhr das Auto mit Onkel Moses und Mascha vor. Auf der Terrasse saßen dicke Frauen, deren Männern es gut ging, gepudert, in Badekostümen, und spielten Karten. Da und dort tauchte bei einem Kranz von Frauen auch ein junger Mann auf, ebenfalls im Badekostüm, aber auch so dick, daß man glauben konnte, es sei eine Frau ... Die Eigentümerin des Restaurants, Mistress Fleischmann, eine bekannte Heiratsvermittlerin, kam den Besuchern entgegen. Die Gäste auf der Terrasse hielten einen Augenblick im Spiel inne und warfen neugierige Blicke auf das angekommene Paar. Alle kannten Onkel Moses, er gehörte zu ihrer Kaste, und sie wußten auch um sein Verhältnis zu Mascha. Die Frauen riefen ihm von den Tischen her zu:

„Mister Melnik, haben Sie nicht meinen Mann gesehen?"

„Yes, ich habe ihn gesehen."

„Kommt er heraus?"

„Er schwitzt in der Stadt, Mistress", antwortete der Onkel behaglich.

Mistress Fleischmann nahm Mascha unter dem Arm und lächelte sie an, da sie nicht wußte, wie sie sie ansprechen sollte.

„Das ist meine Braut, Mistress Fleischmann", stellte Onkel Moses Mascha vor.

Mascha wurde bleich vor Schreck und brachte kein Wort heraus.

An den Tischen, wo die nackten Frauen in den Badekostümen saßen und Karten spielten, erhob sich ein Summen und Brummen wie in einem Bienenstock . . .

4

MANES, DER AGITATOR

Onkel Moses ging ernsthaft daran, in den Ehestand zu treten; er trug Aaron Melnik auf, eine prächtige Verlobung vorzubereiten und sämtliche Kusminer einzuladen. Es sollte Bier und Branntwein nach Herzenslust geben auf des Onkels Rechnung. Der Onkel selbst ging wie ein glücklicher Bräutigam umher. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie er sich benahm, wie er Brautgeschenke kaufte und sie jedermann zeigte. Die Kusminer Landsleute freuten

sich darüber, daß der Onkel in den Ehestand trat; sie betrachteten es wie ein freudiges Ereignis in der eigenen Familie. Nur Aaron gönnten sie das Glück nicht. Aber andererseits dachten sie, es sei besser, daß einer von der eigenen Sippe in die Goldgrube komme, als ein Fremder. Da ist es doch leichter, etwas herauszuschlagen. So taten sie mit Aaron, seiner Frau und seinen Kindern süß, als könnten sie nur durch sie das höchste Erdenglück erreichen.

Doch inzwischen war Sam, des Onkels Neffe, nicht untätig. Am Abend des Sonntags, an welchem der Onkel mit Mascha ausgefahren war, besuchte Sam seinen Vetter Manes, um mit ihm Rats zu pflegen, wie das Unglück einer Heirat des Onkels zu verhüten wäre.

Manes war der einzige Kusminer, welcher in Amerika dasselbe Leben führte wie daheim. In der Heimat war Manes eine eigenartige Persönlichkeit gewesen. Er hatte mit dem ganzen Städtchen Krieg geführt, mit dem Rabbi des Städtchens, dem Rotschild des Städchens, dem Wucherer des Städchens, hatte ihr ganzes Tun und Treiben bekämpft und sein eigenes Leben gelebt. Manes hatte in der Heimat mit christlichen Burschen verkehrt.

Er war der einzige Jude im Städtchen gewesen, welcher Tauben hielt. Unrecht konnte er nicht vertragen, ob es nun gegen ihn oder gegen andere ging; doch nie kam er mit einer Klage vor ein ordentliches Gericht, sondern er hatte seine eigenen Gerechtsame, wo er der Richter war und das Unrecht strafte. Ganz Kusmin hatte noch den Streich in

Erinnerung, welchen Manes dem Wucherer Joel gespielt hatte.

Als Manes vom Militär heimkehrte, fand er das ganze Städtchen Kusmin dem Wucherer Joel verschuldet. Joel war der reichste Mann in der Stadt. Alle Häuser waren ihm verpfändet, alle Hochzeitsgeschenke lagen in einem großen Kasten bei Joel dem Wucherer. Kusmin stöhnte unter der schweren Last der Zinsen, welche Joel den Einwohnern aufbürdete. Alle arbeiteten für ihn, und wenn Joel am Morgen von Haus zu Haus ging, um seine Zinsen einzutreiben, da legte sich ein schwerer Schatten auf alle Einwohner von Kusmin. Manes konnte diesen Zustand der Ungerechtigkeit nicht ertragen und beriet mit dem Gendarmen Jerzej, was zu tun wäre. Joel hatte eine Magd in Dienst, die wußte, wo alle Pfänder aufbewahrt waren. Diese Magd aber hielt treu zu Joel und wollte das Versteck der Pfänder nicht verraten. Da verschaffte ihr Manes einen von seinen Kameraden als Bräutigam. Dem wurde ein Anteil als Mitgift zugesagt, und sein liebevolles Drängen brachte die Magd dazu, das Geheimnis zu verraten, daß Joel die Pfänder in einer großen Lade verwahrt habe und die Schlüssel stets unter sein Kopfkissen lege. Der Bräutigam überredete nun die Magd, ihm bei Nacht leise die Tür zu öffnen.

Zur Nachtzeit holte Manes mit Kameraden den ganzen Kasten aus dem Zimmer, legte ihn auf einen Wagen und brachte ihn zum Fluß. Die Schuldscheine sandte er jedem Schuldner ins Haus. Die

Armenpfänder, Silberleuchter, Eheringe, Ohrgehänge und dergleichen gab er jedem zurück, da auf einem Zettel an jedem Pfand (Joel war ein gewissenhafter Mann), der Name des Eigentümers aufgeschrieben war. Die goldenen Uhren nahm der Gendarm Jerzej als seinen Anteil, und das Bargeld, welches sich in der Lade befand, konfiszierte Manes. Der Magd, welche die Haustür geöffnet hatte, gab er ein paar hundert Rubel als Mitgift, verheiratete sie mit ihrem Verlobten, und im ganzen Städtchen herrschte eitel Freude. Die ganze Stadt tanzte auf der Hochzeit des Paares.

Den leeren Kasten brachte Manes in der nächsten Nacht auf einem Wagen zu Joels Haus und stellte ihn vor der Haustür auf. So hatte Manes mit einem Male ganz Kusmin von dem schweren Joch des Wucherers Joel befreit. Die Kusminer Landsleute erzählten einander noch jetzt dieses Wunder der Befreiung und segneten Manes Hand.

Als Manes nach Amerika kam (er mußte wegen des Diebstahls bei Joel flüchten), hielt er es nicht lange in der Werkstätte bei Onkel Moses aus. Manes war der erste, welcher sich von der Werkstätte des Onkels Moses befreite und in Amerika dasselbe Leben führte, wie daheim. Er begriff bald die amerikanische Atmosphäre und sah ein, wenn er lebte, wie es das Gesetz vorschrieb, wollte er nicht vorwärtskommen, und wenn er warten würde, bis andere, bessere Gesetze entstünden, würde er vorher auf dem Friedhofe liegen. Manes wußte sich Rat. Er begriff bald, das es in Amerika sehr

wichtig war, gute Freunde, eine Menge guter Freunde zu haben, von denen einer dem anderen beisteht. So wurde Manes bald Mitglied einer Reihe von „Societies"; das tätigste Mitglied aber war er in der Society „zur Bekämpfung des Alkoholverbotes". Und jetzt hat Manes irische Freunde — Juden mag er nicht — er wohnt im Irenviertel, nicht weit von den Dirnenquartieren. Er ist ein kleiner Bauunternehmer, hat einige polnische Maurer und Zimmermaler, und seine guten Freunde besorgen ihm Aufträge. Geht dabei nicht alles wie gewünscht, so wendet man sich an den Vorsitzenden einer Society oder an den politischen Führer des Distrikts; dafür ist Manes, wenn es Wahlen gibt, „all right". In allen Fenstern seiner Wohnung hängen Bilder seiner Parteifreunde. Manes läuft bei den Landsleuten umher und agitiert. Manes macht Wahlversprechungen. Manes ist in voller Tätigkeit. Am Wahltag bindet er ein grünes, irisches Halstuch um und bezieht seinen Posten. Mehr als einmal kommt es darauf an, Gegner mit „handgreiflichen" Argumenten zu überzeugen, und für diesen Teil der Wahlarbeit ist Manes der beste Agitator im Distrikt. Wenn es notwendig ist, wird Manes von einem Wahldistrikt in den anderen geschickt, um die Diskussion mit der Faust zu führen. Der Führer des Distrikts hat ihm den Namen „Agitator" gegeben; im Klub der Antiprohibitionisten, an der Straßenecke, wo die Bilder aller früheren politischen Führer hängen, ist Manes als der beste Agitator berühmt.

Am Abend des Wahltages, noch ehe die Wahlresultate bekannt werden, behängt Manes das ganze Haus mit Reisig und Lampions, und er samt Frau und Kindern halten große Knarren in den Händen und schnarren die Gegenpartei hervor . . .

In diesem Jahre ist Manes auf der Höhe. Der ganze Distrikt gehört ihm. Der Richter gehört seiner Partei an, der Distriktsanwalt ist sein Mann, alle „Spitzen" sind seine Leute; kurz, die ganze Stadt gehört zu ihm. Deshalb fühlt sich Manes in diesem Jahre ganz besonders stark. Und bei seinen Landsleuten ist sein Ruhm in diesem Jahre besonders groß. Wenn einer von den Kusminern eine Unannehmlichkeit mit der Polizei oder dem Gericht hat, so geht er zu Manes, und Manes bringt die Sache in Ordnung.

Manes besaß wirklich ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl. Von Natur aus konnte er kein Unrecht ertragen. Die Weltordnung, in welcher er lebte, war so beschaffen, daß nicht immer ihre Einrichtungen mit der Gerechtigkeit Hand in Hand gingen. Nicht immer war es leicht, dem Gesetz zu entsprechen, und nicht immer war das Gesetz gerecht. Deshalb hielt auch Manes den Weg seiner Partei, guten Freunden zu helfen und sich ihrer anzunehmen, für viel naheliegender und der Gerechtigkeit mehr entsprechend als den toten Buchstaben des Gesetzes. Und Manes war auch ein wahrhaft treuer und ergebener Diener seiner Partei, weil er sie für die beste und gerechteste hielt. Für den Richter, den Führer seiner Partei — überdies ein Jude — welcher Manes stets die Hand reichte, wenn er ihn auf der Straße

traf und ihm „Hallo, Agitator!" zurief — für diesen Richter hätte Manes sein Leben hergegeben. In ihm sah er die Verkörperung seines Ideals. Richter Grünfeld war sein Mann. Wenn jemand etwas brauchte, ging Manes zum Richter in die Wohnung und besprach mit ihm den Fall eingehend. Vor ihm hatte Manes keine Geheimnisse. Dem Richter sagte er die volle Wahrheit, und der Richter belehrte ihn, wie er bei der Gerichtsverhandlung aussagen sollte.

Richter Grünfeld war Manes' Ideal, und da er überdies ein Jude und noch dazu ein guter Jude war, welcher an jedem Sabbat zum Gottesdienst ging, war Manes stolz auf ihn. Obwohl Manes selbst nicht fromm war und sich um Gott nicht kümmerte, gefiel es ihm doch, daß der Richter an jedem Sabbat zum Gottesdienst ging und in jüdischen Vereinen eine große Rolle spielte. Und weil es in Amerika einen jüdischen Richter gibt, weil es in Amerika eine Partei gibt, wie die, der Manes angehört, eine Partei, welche für einen guten Freund alles tut — deshalb liebte Manes Amerika mehr als sein Leben. „America, my country"; so sagte Manes stets mit Stolz zu seinen irischen Freunden. Manes war ein großer amerikanischer Patriot und im besonderen ein großer Anhänger des Richters Grünfeld, weil Richter Grünfeld zum Symbol Amerikas geworden war. In seinem Zimmer hing an einer Wand das Bild Washingtons und an der anderen das des Richters. Und am Freiheitstage ließ Manes aus seinem Fenster ein großes amerikanisches Banner wehen und stellte

auf eine Seite das Bild Washingtons, auf die andere das des Richters Grünfeld . . .

Manes haßte die neu entstandene Partei, die Sozialisten. Denn erstens sind sie keine Patrioten und richten nur Verwirrung in den Köpfen an und zweitens agitieren sie gegen den Richter. Was sie eigentlich wollten, das verstand Manes nicht. Die Ziele der anderen Parteien waren ihm klar. Die Republikaner wollen ihre Leute durchbringen, damit sie an der Futterkrippe sitzen, aber das lassen wir, die Demokraten, nicht zu. Doch was wollen die Sozialisten? Gerechtigkeit? Wie weit kommt man denn mit der Gerechtigkeit? Und was wird schon daran sein, wenn die Wahlen ehrlich vor sich gehen würden? Wer wird denn davon Nutzen haben? „Wer wird etwas davon haben?" — sprach er in den Diskussionen und war überzeugt von seinen Worten. „Es werden nicht die richtigen Leute hereinkommen, sondern lauter Grobiane. Und wenn ein Jude einmal Unannehmlichkeiten hat, so wird er niemanden haben, an den er sich wenden kann. Wer hat so etwas schon gehört — Gerechtigkeit wollen sie haben? Wer braucht Gerechtigkeit, wenn die Gerechtigkeit doch nicht helfen kann, in drei Teufels Namen!"

An diesen guten Kameraden Manes wandte sich Sam jetzt, da das Unglück mit dem Onkel hereingebrochen war. Sam ging am Abend zu Manes; er traf ihn im Klub der Antiprohibitionisten, in einer Ecke des Klubsaals, wo ebenfalls die Porträts von Washington und Richter Grünfeld hingen. Manes

war groß, hager, trug einen glatt gestrichenen Scheitel, seine Schläfen begannen schon zu ergrauen, ebenso wie der kurzgeschnittene Schnurrbart. Manes begriff sofort, daß etwas nicht in Ordnung war. Denn wenn Sam, eine so große Persönlichkeit, des Onkels rechte Hand, plötzlich zu ihm kam, mußte etwas Wichtiges vorgegangen sein. Und obwohl Manes von Sam nicht viel hielt, weil Sam dem Onkel so treu diente und gute Freunde nichts verdienen ließ, so war Sam doch eine viel zu wichtige Person, als daß sich Manes nicht über seinen Besuch gefreut hätte.

„Was ist geschehen? Unannehmlichkeiten?" fragte Manes, obwohl er wußte, daß man zu ihm nur kam, wenn es Unannehmlichkeiten gab.

„Komm mit mir hinaus, dann wollen wir davon sprechen."

„Hier kannst du sprechen, als wenn du zu Hause wärest. Hier verkehren lauter gute Freunde von mir. Du kannst ruhig sprechen."

„Der Alte will heiraten", platzte Sam heraus und rückte näher an Manes heran.

„Wer? Der Onkel?" fragte Manes erregt.

„Ja, Aaron Melniks kleines Mädel will er heiraten."

„Er wird Kinder haben, der Alte", fiel Manes ein, indem er erbleichte.

„Warum nicht? Er ist ja nicht krank, der Alte."

Am Onkel nahmen alle Landsleute Interesse, ob sie nun zur Familie gehörten oder nicht — der Onkel war eine Angelegenheit der Gesamtheit, genau so wie ein König in seinem Volke oder ein Vater für

seine Kinder. Alle waren stolz auf sein Vermögen, und alle hofften in irgendeiner Weise auf den Onkel.

„Da liegst du ja schön drin; ich habe dir aber immer gesagt: sehe jeder, wo er bleibe. Sag' einmal, hast du dir etwas geschafft?"

„Ich bin ihm immer treu gewesen, wie ein Hund, keinen eigenen Groschen besitze ich; ich habe es nicht über mich gebracht, einen Nickel beiseite zu schaffen; wie ein treuer Hund habe ich ihm gedient. Und nun? Sie wird mich noch wegjagen, was bin ich denn für sie, wer bin ich?" Der große starke Sam brach vor Manes in Tränen aus.

Manes hatte ein weiches Herz, und, wie bereits erwähnt, ein Gefühl für Gerechtigkeit. Er hatte nicht bloß Mitleid mit dem Burschen, sondern er sah auch ein, wie sehr das Recht auf seiten Sams war, der nicht wollte, daß der Onkel heiratete, damit er seine Erbschaft nicht verliere. Deshalb war er ja dem Onkel so treu gewesen und hatte ihm so ehrlich gedient. Manes empfand das Bedürfnis, Sam zu helfen:

„Wenn ich mich recht erinnere, hat er doch eine Geschichte mit irgendeiner Frau gehabt?"

„Er hat mit ihr drei oder vier Kinder, für die er Alimente zahlt.

„Und da schweigst du, du Narr? Führe mich nur zu dem Weib. Er wird schon nicht Hochzeit machen, der Alte."

„Manes, tu ihm nichts Böses, er muß einem ja leid tun, der Alte", sprach Sam, während er hinausging.

„Ach was, ich werde ihm nichts Böses tun, er ist doch auch mein Onkel und schließlich ein alter Mann!" antwortete Manes gekränkt.

5

ONKEL MOSES' VORAUSSICHT

Doch Onkel Moses hatte alles vorausgesehen, und da er ein gewiegter Kaufmann war, so stellte er sich gern, bevor er eine Unternehmung begann, nach allen Seiten sicher, damit keine Überraschungen vorkämen und ihm einen Strich durch die Rechnung machten. Bevor er also daran ging, sich mit Mascha zu verloben, ging er zu der Frau, mit welcher er die Kinder hatte, ließ sich ihren Mann, den Restaurateur, holen und traf mit ihm ein Übereinkommen.

„Wieviel willst du?"

Der Restaurateur war ein kleines, untersetztes, schwarzbraunes Männchen; sein Gesicht, die Hände, der Hals, alle Teile des Körpers, die zu sehen waren, waren mit dunklen Haaren bewachsen, und aus diesem Haarwuchs glänzten zwei schwarze Äuglein heraus, die aussahen wie zwei kleine schwarze Mäuschen. Er stand völlig unter dem Pantoffel seiner Frau; sie führte den Lunchroom, wo sie süßen, nach heimatlichem Rezept selbstbereiteten Lemberger Likör ausschenkte. Zum Essen gab es dazu fette Hühnerleber. Und weil die Frau ein kokettes, lebhaftes Geschöpf war und ein Paar Liebesgrübchen in den Wangen hatte, die lustig aus ihrem

vollen Gesicht hervorlachten, übte sie auf die älteren Geschäftsleute des Viertels große Anziehungskraft aus. Sie sagten, sie sei ebenso reizend, wie die fetten Gänse- und Entenhinterteile, die in ihrem Lunchroom zu haben waren ... Die Frau führte das ganze Geschäft, der Mann half nur. Seine Hilfe im Geschäft bestand darin, daß er einigen von den besseren Stammgästen einredete, sie seien an den Kindern seiner Frau beteiligt. Er zog auch die Alimente ein, welche ihm daraus erwuchsen. Da er aber nicht mehr als drei Kinder hatte, war die Zahl seiner Klienten naturgemäß beschränkt, und die Einkünfte aus diesem Erwerbszweig waren nicht allzu groß. Eigentlich wußte er selbst nicht genau, wem die drei Kinder, welche seine Frau geboren hatte, gehörten: ihm, Onkel Moses oder einem Kaufmann von der Dillonstreet. Doch das hinderte ihn nicht daran, den Kindern ein guter Vater zu sein und dafür zu sorgen, daß sie eine religiöse Erziehung erhielten. Er ging mit ihnen zum Gottesdienst; die hebräischen Gebete hatte er sie selbst gelehrt.

„Mr. Melnik, was soll das heißen? Wieviel ich will? Sind es denn meine Kinder? Es sind doch Ihre Kinder!"

„Nun, nun," der Onkel kitzelte ihn scherzend mit dem Zeigefinger, „du hast doch auch teil an ihnen."

„Mr. Melnik, es sind Ihre Kinder", entgegnete der Jude ernst. „Übrigens fragen Sie Gitel" (so hieß die Frau), „fragen Sie sie nur!"

„Aber ich weiß nicht, welches von mir ist, welches

von dir und welches von dem Kleiderhändler auf der Dillonstreet", erwiderte der Onkel lachend.

„Mr. Melnik, sie war Ihre Frau weit mehr als die aller anderen Männer, bedenken Sie das doch", versicherte der Mann treuherzig.

All das sagte er, um vom Onkel mehr Geld herauszuschlagen. Im Innern seines Herzens aber war er überzeugt, daß die Kinder ihm gehörten und daß Onkel Moses und der andere Kaufmann von seiner Frau an der Nase herumgeführt wurden, die ihnen die Kinder eingeredet hatte, weil das so zum Geschäft gehörte . . .

„Und wenn ich dich nun zum Verwalter meiner Häuser in der Essexstreet mache, ist dann die Sache in Ordnung?"

Der Mann wäre dem Onkel fast um den Hals gefallen und wollte ihm vor Freude beinahe die Hand küssen, denn sein größter Lebensehrgeiz war, Häuserverwalter zu werden. Ewig unterdrückt, ständig unter dem Pantoffel seiner Frau, hatte das schwarzbehaarte Männchen nur den einen Traum, einmal zu herrschen und über andere Macht zu haben. Und da sein Ehrgeiz nicht über die Essexstreet hinausging, in der er wohnte, war es sein schönster Traum, Machthaber über die Einwohner der Essexstreet zu werden, in eine Wohnung eintreten zu können und zu rufen: „Miete oder Kündigung!" — ganze Familien zu exmittieren, ein so strenger Verwalter zu werden, daß die ganze Essexstreet vor ihm zitterte. Doch jetzt fürchtete er, so ohne weiteres dem Antrag des Onkels zu-

zustimmen, um sich nicht später Vorwürfe zu machen, daß er mehr hätte erlangen können. Daher sprach er mit verschämter Miene:

„Und noch hundert Dollar bar" (mehr zu fordern, traute er sich nicht).

„Gut, also noch einen Hunderter", willigte der Onkel lächelnd ein.

Den Mann verdroß es, daß er nicht zweihundert oder fünfhundert Dollar verlangt hatte. Er dachte eine Weile nach und begann dann zögernd:

„Und ein Geschenk für mich."

„Was für ein Geschenk willst du?"

„Eine goldene Uhr und . . . und . . ." der Mann dachte nach, was er verlangen sollte, „und noch fünfundzwanzig Dollar."

„Die goldene Uhr bekommst du, die fünfundzwanzig Dollar nicht, keinen Cent mehr als hundert. Unterschreibe das Papier hier, daß die Kinder dir gehören und daß du keinerlei Ansprüche an mich hast."

„Sofort, sofort, lieber Mr. Melnik". Das schwarzbehaarte Männlein war sofort einverstanden, da es fürchtete, der Onkel könnte von dem Geschäft zurücktreten, und zufrieden war, vom Onkel alles herausgeschlagen zu haben, was nur möglich war, und sich nicht später vorwerfen zu müssen, daß er zu wenig verlangt habe. Der Onkel aber, welcher den Gedankengang des Mannes verstand, bereute später, daß er ihm nicht auch die fünfundzwanzig Dollar zugestanden hatte, so daß das Männchen

stets von dem Gedanken gequält worden wäre, es habe noch mehr herausschlagen können.

„Gitel, mein Kind," rief der Mann in den Lunchroom, „komm einmal her."

Gitel, der Perlenohrringe in den Ohren baumelten, um die das Haar hin und her schwankte, trat mit einer koketten Miene ein, welche ihre Wangengrübchen noch mehr hervortreten ließ.

„Pinchas, mein Leben, du hast mich gerufen", flötete sie, als sie den Onkel sah.

„Mr. Melnik heiratet. Gratuliere ihm, Gitel, mein Kind", sagte der Mann fröhlich.

Gitel das Kind, welche über die Verhandlungen zwischen Melnik und ihrem Mann genau unterrichtet war, tat, als wüßte sie nichts.

„Was kümmert es mich, daß Mr. Melnik heiratet?"

„Und ich werd' bei Mr. Melnik Verwalter der Häuser in der Essexstreet. Danke doch Mr. Melnik, Gitel, mein Kind."

Als Gitel das Kind das hörte, brach sie in Tränen aus.

Der Mann entfernte sich leise und ließ Gitel mit dem Onkel allein, damit sie Abschied nehmen könnten. Der Onkel sprach Gitel ins Gewissen, sie möge von jetzt ab ihrem Manne treu sein, einen besseren Lebenswandel führen und nicht weinen. Nach der Hochzeit werde er auch an sie denken. Als der Mann wieder eintrat, fand er seine Frau völlig gefaßt. Der Onkel rief auch ihn beiseite und schärfte ihm ein, er möge seine Frau gut behandeln und auf sie acht geben. Und beide, Mann und Frau, wünschten dem

Onkel alles Gute, er möge glücklich sein für und für, und Freude an seiner neuen jungen Frau erleben . . .

„Möge sie mehr Freude an dir haben als ich, Moses, mein Leben!" wieder brach die Frau in Tränen aus.

Als dann Manes und Sam, der Neffe, zu der Frau kamen, um ihr die Nachricht zu bringen, daß der Onkel heiraten wolle, da waren Mann und Frau gar nicht überrascht, im Gegenteil, sie freuten sich herzlich.

„Warum soll er nicht heiraten?" warf der Mann hin. „Was geht es uns an, wenn der Onkel heiratet?"

„Er ist doch noch ein junger Mann, warum soll er nicht heiraten?" fügte die Frau sachverständig hinzu.

Manes und Sam begriffen, daß der Onkel ihnen zuvorgekommen war und alles geordnet hatte. Deshalb schwiegen sie.

„Sam, Schluß machen, mit allem Schluß machen, fahr' dir übers Maul und kusch, du siehst ja, da ist nichts zu machen!" riet ihm Manes. „Tu als wüßtest du von gar nichts, und wenn du es erfährst, so freue dich darüber. Freue dich herzlich, wünsch' dem Onkel Glück und stelle dich gut mit Aaron und mit der ganzen Familie der jungen Frau, geh ihnen um den Bart, schmeichele ihnen, schmiere ihnen Honig in den Mund, tu alles, was man in solchen Fällen tut; denn sie haben dich in der Hand, lieber Freund!" so belehrte Manes Sam in eindringlicher Weise.

Sam wußte selbst, was er zu tun hatte, und war dazu entschlossen. Gab es denn einen anderen Aus-

weg? Aber im Herzen trug er andere Gedanken. Er entstammte der Familie Melnik, war des Onkels Neffe, und nicht umsonst nahm er sich den Onkel zum Vorbild und ahmte ihn in allen Stücken nach.

Nein, so leicht konnte er seine ehrgeizigen Pläne, den Onkel zu beerben und dereinst sein Nachfolger zu werden, nicht aufgeben. Er war bereit, alles zu tun und vor nichts zurückzuschrecken, um die Heirat zu verhindern.

„Er wird Kinder haben", — das war Sams steter Gedanke.

Nachdem Onkel Moses alles geordnet und sich in jeder Hinsicht vor Überraschungen sichergestellt hatte, hieß er Aaron Melnik das Verlobungsfest vorbereiten. Vor allem sollte für viel Gänsebraten, Bier und Likör auf des Onkels Rechnung gesorgt werden. Den Kusminern gab der Onkel einen halben Tag frei, damit sie auch zur Verlobung kommen konnten. Die Kusminer priesen das Glück, welches Kusmin widerfahren war, daß der Onkel ein einfaches, armes Mädchen aus dem Kreise seiner Landsleute zur Frau nahm. Dadurch fühlten sich alle erhoben und hielten sich geradezu für die Schwägersleute.

Bei der Verlobung tat der Onkel den Kusminer Landsleuten kund, die Hochzeit werde in einer eigenen Kusminer Schul' gefeiert werden, die er für die Kusminer kaufen wolle. Die Kusminer Landsleute wollten ihm die Hände küssen, als sie dies hörten; sie waren ihm dankbar, daß er sie zur Verlobung eingeladen hatte, und daß er ihnen eine Schul' kaufen wollte. Sie überschütteten ihn mit Segens-

sprüchen, freuten sich und prunkten mit seinem Glück und seinem Reichtum. Mit allen Erzvätern verglichen sie ihn, der eine mit Erzvater Jakob, aus dessen Samen die zwölf Stämme erblühten, ein anderer mit Moses, der den Juden die Stiftshütte schuf. Sie suchten einen Namen für die künftige Schul' und nannten sie nach dem Onkel: „Ohel Mosche Ansche-Kusmin".

Und Onkel Moses ging in Aarons Wohnung umher, schwitzend, glücklich und im Vollgefühl seiner Güte, und sagte:

„Esset und trinket, Kusminer Landsleute, freuet euch, bei mir ist heute ein Freudentag . . ."

6

MASCHAS BRAUTSTAND

Ganz Kusmin, soweit es sich in New York befand, sah Mascha für das glücklichste Mädchen unter der Sonne an. Mascha selbst wagte nicht anders zu denken als ganz Kusmin und schätzte sich glücklich, daß sie die Braut des reichen Onkel Moses geworden war. Der Onkel überschüttete sie mit Geschenken, behängte sie mit kostbaren Juwelen, dem Modernsten und Teuersten, das zu finden war. Jeden Tag schickte er ihr die Schneiderin und ließ ihr prunkvolle Toiletten machen. Jeden Tag wurde aus dem großen Magazin der Fünften Avenue irgend etwas anderes für Mascha ins Haus gebracht: Seidenwäsche, hohe Lackschuhe, Hand-

schuhe, Hüte. Wie konnte da das Mädchen, welches noch der Armut des Vaters und der Wohnung auf der Hopkinsstreet gedachte, wagen, ihr Los anders anzusehen als alle Kusminer Landsleute, als alle Bekannten? Die ganze Familie sah es für das reinste, echteste Glück an . . .

In der Zeit, da Mascha in den Strahlen der Gunst des Onkels aufwuchs, hatte sie gelernt, dem Onkel zu gehorchen. Sie sah, wie alle Landsleute aus Kusmin, ihr Vater, ihre Mutter, alle Menschen, die sie kannte, dem Onkel gehorchten und nicht wagten, ihm zu widersprechen oder etwas anderes zu tun oder zu denken, als was der Onkel wollte. „Der Onkel hat es befohlen", das war das heiligste Gebot, das stärkste Argument. Und der Onkel hatte befohlen, daß sie seine Braut werden sollte, der Onkel wollte, daß sie sein Weib sein sollte, und dem Onkel mußte man in allen Stücken gehorchen, man mußte alles tun, was er wollte.

Doch Mascha begann zu empfinden, was es bedeutete, des Onkels Frau zu werden. Sie war kein Kind mehr, und obwohl sie keine eigenen Wünsche hatte, so arbeitete doch ihre Phantasie und malte ihr im Geiste Bilder aus, wie sie des Onkels Weib sein würde. Wenn sie neben ihm saß und er sie streichelte und an sich zog, wobei sein breites Gesicht blutrot wurde, wenn er voll Freude seine dicken Lippen in die Breite zog und Mascha fest an sich drückte, da erfaßte sie oft furchtbare Angst. Sie duldete die Zärtlichkeiten, weil sie von Kindheit an an den Onkel gewöhnt war, weil er sie immer gestreichelt

hatte — und der Onkel hatte ja alles gedurft. Doch seit er ihr Verlobter geworden war, hatte sie Furcht vor ihm, und wenn er sie umfaßte, lief es ihr heiß über den ganzen Körper, und sie hatte die Empfindung, als müßte sie sich waschen . . .

Wenn sie des Abends in ihrem weißen, reinen Zimmer allein war, in welchem die reichen, weißen Lackmöbel standen, die ihr der Onkel schon vor langer Zeit geschenkt hatte, wenn sie in ihrem, nach frischem Linnen duftenden Bett lag, so dachte sie an die Zeit nach der Hochzeit. Sie stellte sich den Onkel plötzlich nackt vor. Sie wollte nicht daran denken, aber gewaltsam kamen ihr diese Gedanken in den Kopf. Und sie sah den Onkel nackt mit dem fetten Hängebauch, der dicht behaarten Brust; sie stellte sich vor, wie der Onkel in ihr Bett kommen würde und sie konnte nicht mehr im Bette liegen. Stundenlang saß sie am Abend in ihrem Zimmer, bevor sie schlafen ging, und hatte Angst, sich niederzulegen. Seit sie Braut geworden war, schlief sie nicht mehr unbekleidet, als fürchte sie, daß jemand bei Nacht ihren Körper berühren könnte.

*

Charlie, der Sohn des Onkels Berl, wohnte nach der Abreise des Vaters mit der Mutter und seiner älteren Schwester zusammen. Bei Tag besuchte Charlie das College, und am Abend trug er Zeitungen an die Nachbarn aus. Seine Schwester war in einem Hutgeschäft angestellt, und die Mutter kochte,

wusch und hielt die Wohnung für die Kinder in Ordnung. Trotz ihrer Armut suchte es die alte Frau auf jede mögliche Weise durchzusetzen, daß Charlie das College besuchen konnte. Mit der gleichen Aufopferung, die einst unsere frommen Mütter für ihre begabten Kinder gezeigt haben, welche im Beth-Hamidrasch lernten, opferte sich Genendel für ihren Sohn Charlie auf, damit er das College besuche. In der Heimat wäre es wahrscheinlich ihr Ideal gewesen, Charlie dereinst als Rabbi zu sehen; hier war es ihr Ideal, daß Charlie das College beende. Wenn die Zeit kam, da das Kollegiengeld für Charlie zu zahlen war, da setzte die alte Frau alle Hebel in Bewegung: sie lief zu Verwandten und Bekannten, rannte dem Onkel die Türen ein, und wenn es gar nicht anders ging, so nahm die alte Frau von einem kleinen Unternehmer Näharbeit nach Hause oder verdingte sich selbst in einer Werkstatt und arbeitete einige Wochen. Der Ehrgeiz der alten Frau hatte einen rein idealistischen Grund. Ihr ging es nicht so sehr um Charlies künftige Laufbahn, als um die Wissenschaft an sich. Daß Charlie studierte, bedeutete für sie dasselbe wie für unsere Mütter der alten Zeit: Lohn und Vergeltung für ihr armes, düsteres, tägliches Leben. Genendel fand ihren Trost darin, daß ihr Sohn gelehrt war, und hielt sich für mehr als alle Landsleute. Sogar das große Glück ihres Schwagers Aaron Melnik, dessen Tochter Mascha der Onkel heiratete, konnte ihr nicht imponieren im Vergleich zu der Tatsache, daß ihr Charlie das College besuchte. Und wenn man im

Familienkreise Aaron um das große Glück beneidete, welches ihn durch Mascha getroffen hatte, so sagte sie mit gleichgültiger, aber stolzer Miene:

„Der eine strebt nach Reichtum, der andere nach Gelehrsamkeit. Ich gebe meines Sohnes Kolisch" (so sprach sie das Wort „College" aus) „nicht her für des Onkels ganzes Vermögen."

„Es wird euch einen goldenen Stuhl im Paradies bringen", antwortete einer aus der Familie spöttisch.

„Einen goldenen Stuhl oder nicht — wozu besteht die Welt? Auf unserer Welt soll man auch ein Mensch sein. nicht bloß ein Schneider", so stichelte Genendel die ganze Familie, weil alle in Amerika Schneider geworden waren.

Mascha sah Charlie in der ersten Zeit nach der Abreise seines Vaters häufig. Charlie kam oft zu Onkel Aaron und ging dann mit Mascha zu einer Unterhaltung, zu gemeinsamen Bekannten, zu Vorlesungen oder auch hier und da ins Theater, wenn er Geld hatte. Mascha beobachtete, wie auf Charlies Oberlipppe das schmale Schnurrbärtchen sproßte und seine Wangen sich mit einem flaumigen, dünnen Backenbart bedeckten. Sie hörte ihn gern über Bücher sprechen, die er gelesen hatte, über sein College und über den Sozialismus, für den er sich schon damals interessierte. In diesen Gesprächen erschien ihr Charlie unendlich klug — doch wenn die Mädchen anfingen, ihn aufzuziehen, da wurde er rot und wußte keine Antwort. Mascha bereitete es großes Vergnügen, zuzusehen, wie Charlie verlegen dastand und ihre Freundin Zilli ihn auslachte und ihn

mit seinem Schnurrbärtchen aufzog, das nicht an der richtigen Stelle wachse — und Charlie stand da mit seinen zwei großen, langen Händen, rot vor Verlegenheit und lächelte ungeschickt.

„Never mind, wenn er erwachsen ist, wird er sich den Schnurrbart rasieren lassen", so befreite ihn eine Freundin aus der unangenehmen Situation.

„Charlie, bitte, Charlie, rasiere dir nicht den Schnurrbart!" bat Mascha. „Oh, wenn ich ein Mann wäre, ich ließe mir einen ganz großen Schnurrbart wachsen, nicht einen solchen wie deiner ist, der aussieht wie mit Ruß angemalt."

Die Mädchen kichern, und Charlie, der kluge, gebildete Charlie mit dem geflickten Hemdkragen, an dem der Leinwandflicken zu sehen ist, den die Mutter erst gestern daraufgenäht hat, steht verlegen da.

Der Onkel bemerkte, daß Charlie sehr oft zu Mascha kam und gab ihrem Vater Aaron einen Wink:

„Listen, Aaron, I like, daß Mascha ihr Vergnügen hat. Ich habe gar nichts dagegen, daß sie mit Charlie ausgeht, aber nicht mehr. Watch! Aaron, acht geben!"

„Was spricht der Onkel da? Das Kind stirbt doch für den Onkel", versicherte Aaron.

Plötzlich aber hörten Charlies Besuche auf. „Pa" sagt, Charlie habe sich in die Politik eingelassen, er sei Sozialist geworden und halte Reden an den Straßenecken. Pa sagt auch, der Sozialismus sei keine gute Politik, weil die Sozialisten nicht die geringste Aussicht hätten, bei den Wahlen durch-

zudringen. Wenn es schon Politik sein müßte, da hätte sich Charlie den Demokraten anschließen sollen, sagt Pa, oder den Republikanern; dann hätte er wenigstens von dieser Tätigkeit das Kollegiengeld bezahlen können und Aussicht auf ein gutes Fortkommen gehabt. Aber bei den Sozialisten kann Charlie gar keine Aussichten haben, weil sie bei den Wahlen nicht durchdringen können.

Charlie kam nicht und Mascha dachte nicht an ihn. Doch seit sie Braut war, hatte sie gerade den Wunsch gehabt, Charlie wiederzusehen. Sie hatte etwas Furcht vor ihm. Furcht? Eigentlich nicht. Aber sie schämte sich. Das hielt sie zurück, Charlie aufzusuchen; aber warum sollte sie sich eigentlich schämen? Sie wollte ihn doch so gerne sehen ... Sie fühlte, daß sie ihm etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte, doch sie konnte nicht daraufkommen, was sie ihm eigentlich sagen wollte.

Und eines Morgens stand Mascha nach einer schlaflosen Nacht hastig auf und empfand, sie hätte sich vor niemandem zu schämen. Sogar vor Charlie nicht. In ein paar Wochen würde sie ja ohnedies sterben. Weshalb sie so fest überzeugt war, sie würde sterben, das wußte sie nicht. Doch ihr war klar, es werde ihr etwas geschehen — und in aller Früh eilte sie zur Tante. Sie wußte, daß sie Charlie zu Hause treffen würde; denn nach der Arbeit, spät am Abend, schläft Charlie am frühen Morgen noch fest. Sie hatte Lust, Charlie zu einem Spaziergang durch die Fünfte Avenue in den Zentralpark mitzunehmen, wo sie beide oft gewandert waren, ehe sie des

Onkels Braut geworden war, zu der Zeit, da Charlie sie noch besuchte. Mascha war neugierig, ob Charlies Schnurrbart schon stärker war und ob er ihn wirklich nicht rasierte, wie er ihr einmal im Scherz versprochen hatte. Schämen braucht sie sich wirklich nicht — Charlie weiß ja nicht, daß sie ohnedies nicht Hochzeit machen wird, er weiß ja nicht, daß sie bald sterben wird.

7

CHARLIE MELNIK

Mascha fand Charlie schlafend. Die Tante empfing sie überrascht.

„Charlie, Charlie, schau nur, wer da ist!"

Langsam kam Charlie aus dem zweiten Zimmer, den Haarschopf zerzaust und voll Federn. Seine feurigen, schwarzen Augen waren weit aufgerissen. Mascha hatte recht behalten — er rasierte sich den Schnurrbart nicht; der Schnurrbart war so klein und dünn, daß es eigentlich nicht lohnte, ihn zu rasieren. Doch die jungen Härchen waren kohlschwarz und gaben seinem kindischen Jungengesicht etwas Männliches. Charlie wurde verlegen, als er plötzlich Mascha sah. Sein Jungengesicht war mit einem Male mit Blut übergossen; auch das Stück seines Körpers, das aus den Kleidern heraussah, war blutübergossen. Aus den Kleidern aber sah ein großes Stück seines jungen Körpers heraus, denn Charlie war im bloßen Nachthemd. Einen Augenblick

lang wußte Charlie vor Überraschung nicht, was er tun sollte und blieb mit nackten Füßen und nackten Armen starr stehen; erst die Mutter erinnerte ihn an seinen Aufzug:

„Charlie, was tust du?"

Charlie verschwand im nächsten Zimmer. Mascha lachte. Die Mutter entschuldigte ihn:

„Die Hitze ist nicht auszuhalten! Am liebsten ginge man nackt herum!"

Die Mutter reichte Charlie das Hemd und die Hose ins Zimmer, welche beim Ofen trockneten, weil Charlie sie, als er von der Nachtarbeit heimgekommen war, ausgewaschen hatte.

„Ich bin gekommen, um Charlie zu einem Bummel in den Park mitzunehmen", sagte Mascha.

„Fahrt lieber nach Coney Island und nehmt ein Seebad — es ist ja heiß zum Ersticken. Ich treibe ihn unaufhörlich nach Coney Island, doch er ist schrecklich faul, Mascha, den ganzen Tag hockt er in der Stube bei den Büchern", erzählte die Mutter stolz.

„Die Mutter hat recht, Charlie! Wir fahren nach Coney Island. Auf dem Wege hole ich mir zu Hause mein Badekostüm. Nimm deines mit, Charlie."

Charlie trat aus dem nächsten Zimmer in voller Eleganz, in einem frisch gebügelten Hemd und den gewaschenen Hosen, die noch nicht ganz trocken waren. Von seinen schwarzen Haaren rannen noch große Wassertropfen auf sein Gesicht nieder, weil Charlie den Kopf unter die Wasserleitung gehalten hatte.

„Ich bin gekommen, um dich nach Coney Island zum Schwimmen mitzunehmen," sagte Mascha, „nimm dein Badekostüm mit!"

Charlie zeigte keine große Lust dazu. Er lächelte verlegen und sagte, er müsse etwas in der Stadt besorgen und habe keine Zeit. Die Antwort wirkte auf Mascha wie ein kalter Wasserstrahl, und sie erhob sich, um zu gehen. Die Mutter gab ihrer Verwunderung Ausdruck, daß Mascha bei dieser Hitze in der Stadt blieb und warum sie nicht aufs Land gefahren war; sie antwortete dann selbst mit der Vermutung, es sei wohl wegen der Aussteuer:

„Man hat mir gesagt, daß sehr bald deine Hochzeit sein wird. Sie möge in einer glücklichen Stunde sein!"

Mascha antwortete nicht. Sie wurde rot und schwieg. Dann aber sagte sie plötzlich trotzig und sah dabei Charlie an:

„Ich habe soviel in der Stadt zu tun vor der Hochzeit, und der Onkel . . ." Doch was der Onkel tat oder nicht tat, das sagte sie nicht mehr. Wieder errötete sie und brach mitten im Satz ab. Und statt des Trotzes und der Überhebung, welche das Wort „Onkel" ausdrücken sollte, kam etwas heraus, was Mitleid für Mascha erweckte.

Charlie bekam Mitleid mit Mascha, und es tat ihm leid, daß er sie so kühl empfangen hatte; daher sagte er zur Mutter:

„Du hast recht, old chap," dabei klopfte er der Mutter auf die Schulter, „es ist heiß. Komm, Mascha, ich nehme dich zum Schwimmen mit."

„Siehst du, Mascha, so nennt mich mein Sohn. ‚Alter Kerl!' So nennt man in Amerika seine Mutter."

„Oh, du old fool!" Charlie hob die Mutter auf den Arm und trug sie durch das Zimmer.

„Laß los, um Gottes willen, laß mich los, du wirst mir noch etwas antun", flehte die alte Frau.

„Nicht früher, als bis du ‚old chap' sagst."

„Was liegt daran, chap! Meinetwegen chap, nur laß mich los, du wirst mir noch etwas antun."

„Und jetzt den ‚Salut'. Ich lasse dich nicht früher los, bevor du nicht den ‚Salut' sagst."

„I pledge allegiance to my flag". Mühsam stammelte Genendel die Worte hervor, welche Charlie sie gelehrt hatte, als er noch ein Knabe war und in die Volksschule ging.

„So ist's recht. Und jetzt lasse ich dich los, old chap!" Vorsichtig setzte Charlie die Mutter auf einen Stuhl.

„Da siehst du, Mascha, wie mein Sohn mich behandelt," klagte die alte Frau, „mir nichts dir nichts setzt er mich auf seine Schultern — wo soll ich denn die Kraft hernehmen gegen ihn?"

„Nun, jetzt komm, Mascha. How do you do?" fragte Charlie Mascha, als hätte er sie jetzt erst gesehen.

Die Tante wohnte in Haarlem, in einer der armen Judengassen. Als Charlie und Mascha aus dem Haustor traten, spürten sie erst die Hitze. Es war einer jener New-Yorker Sommertage, da sich schon am frühen Morgen eine schwere, feuchte Hitze auf die Stadt legt, die keine Hoffnung auf Erfrischung

und Ausruhen läßt. In den offenen Fenstern liegt schmutziges Bettzeug, und auf den Feuerleitern trocknen Wäschestücke; auf den Fenstern stehen Töpfe mit vertrocknetem Essen von gestern. Auf den Treppen der Häuser, auf den Schwellen der Haustore und weit in die Straße hinein lungern wie weggeworfene Fetzen oder zerbrochenes Gerät Frauen und Kinder. Halb nackt gleiten und huschen sie über die Treppen auf die Gehsteige. Die Mütter versuchen, die Kinder mit Kupferstücken über das Mißvergnügen hinwegzutäuschen, das ihnen die Hitze bereitet. Die Kupferstücke verwandeln sich sehr schnell in Honigzuckerstangen. Die zergehen in den Kinderhändchen und beschmieren die Gesichtchen; die weißgebügelten Hemdchen, welche die Mütter bei Nacht hergerichtet haben, sind klebrig von zerflossenem Zucker. Die Kinder flüchten von dem glühend heißen Gehsteig, den die Sonne immer mehr erhitzt, und suchen Rettung auf dem breiten Fahrweg. Alle fahren, der eine auf einem Rad, der andere auf einer alten Kiste, ein anderer wieder in einer Heringstonne; und wer ein altes Wagenrad erwischt, der lädt alle seine Kameraden von der Gasse zu einem „Raid" durch die Straße ein. Der Staub und Schmutz der ungekehrten Gassen wirbelt durch die Bewegung empor und legt sich auf Gesichter und Hände, auf Steine und Fenster, bis er die nackten Brüste der Mütter erreicht, welche den Schmutz und Staub der Straßen ihren Kindern zusammen mit der Muttermilch als Nahrung geben . . .

Charlie und Mascha schritten stumm durch die Gassen und bahnten sich mühsam einen Weg durch die Kinder, die mit Rädern an den Füßen geboren zu sein schienen und zwischen den Pferden, Frachtwagen und Kohlenfuhren einherglitten, welche ihre Route durch diese Straße nahmen. Keiner verstand ein Wort des andern infolge des Lärms und der staubigen Hitze, die ebenso grell und schreiend zu sein schien wie der Straßenlärm ringsum, wie die Eisenräder der Kinder, welche durch die Straßen tollten ... Doch je weiter sie kamen, desto stiller und reiner wurde die Straße, desto ruhiger und sauberer wurden die Häuser, und bald war der Lärm ganz verstummt. Sie kamen zum Ende der Straße, das über die Fünfte Avenue zum Park führt.

Die Häuser, welche gegenüber dem Park standen, waren von Bäumen beschattet, große Fenster blickten auf die Straße hernieder; doch die Fenster waren geschlossen, mit dunkelgrünen Vorhängen bedeckt. Um die Häuser war es kühl und still; doch in den Häusern wohnte niemand, sie waren den ganzen Sommer hindurch verschlossen.

Lange gingen sie durch die Straße, welche sich an dem Park entlang zog. Es war sehr angenehm, dort spazieren zu gehen. Die Straße war in den beweglichen Schatten der Blätter gehüllt, den die großen Bäume auf den Gehsteig warfen. Es war ganz still. Eine festliche Stille herrschte, welche die Bäume um sich verbreiteten, kein Hauch war zu spüren, Türen und Fenster der Häuser waren fest ver-

schlossen; so lagen verschlossene Häuser und Plätze ganze Straßen lang da, alle an dem kühlen Zentralpark entlang, und kein lebendes Wesen hatte Nutzen davon.

Charlie begann lächelnd:

„Die Häuser hier sind der beste Beweis dafür, wie unentwickelt die amerikanische Kultur ist."

„Was meinst du damit, Charlie?"

„Diese Häuser sind ein schreiender Beweis, wie ungerecht die Gesellschaftsordnung ist, in welcher wir leben. Das sehen wir Tag für Tag — Millionen von Menschen sehen diesen schreienden Beweis der Ungerechtigkeit, und wir schweigen."

„Ich verstehe dich nicht, Charlie."

„Stelle dir vor, es käme jemand in eine Stadt, würde alles Brot in der Stadt aufkaufen und es dann für sich in großen Magazinen verschließen. Oder er würde alle Brunnen der Stadt erwerben und für sich verschließen — die Bewohner würden einen solchen Menschen sicher steinigen. Ist das hier besser, als wenn man Brot und Wasser verschließt? Die Stadt besitzt einige kühle Plätze an den Parks, am River; diese kühlen, schönen Plätze haben reiche Leute für sich aufgekauft, sie mit schönen Palästen bebaut und halten diese während des Sommers, da die Menschen am meisten solche Plätze nötig haben, verschlossen und sind fortgereist. Weder sie haben einen Nutzen davon, noch sonst jemand. Und das sehen die Menschen Tag für Tag; Tausende und aber Tausende sehen es und schweigen. Ich glaube, so etwas ist nur in Amerika möglich."

„Gibt es denn in anderen Ländern keine Reichen, welche große Paläste besitzen?"

„O ja, doch in andern Ländern — so glaube ich, ich weiß es nicht, doch ich glaube es — gibt es gewisse Beschränkungen des Eigentumsrechtes. Die Macht des Goldes ist auf gewisse Rechte beschränkt. Sie geht nur so weit, als sie nicht die Interessen der Gesamtheit schädigt. Hier in Amerika hat das Gold unbeschränkte Rechte. Du darfst alles für Gold kaufen. Der beste Beweis dafür sind die Paläste da — vielmehr nicht die Paläste, sondern die Plätze, auf denen sie stehen, die Plätze, welche in andern Ländern dem Volk, der Allgemeinheit gehören würden, während sie hier in Amerika für Geld an einzelne Menschen verkauft werden. Das ist das Recht der verschlossenen Brunnen. Es ist spezifisch amerikanisch."

„Warum?"

„Amerikanisch heißt demokratisch. Die Demokratie ist meiner Meinung nach der größte Feind, welcher der Menschheit erstanden ist, seit die Welt besteht; denn Demokratie, wie sie bei uns in Amerika verstanden wird, gibt jedem einzelnen, welcher die Fähigkeit dazu besitzt, das Recht, als sein Eigentum eine unbegrenzte Zahl von Gütern, mögen sie nun aus totem Material oder aus lebendem Individualwillen bestehen, hörig zu machen. Die Demokratie ist der Zar im Inkognito. Oder, besser gesagt, der anonyme Zar. Die Zarenkrone wurde von dem Haupte eines Individuums genommen und denjenigen übergeben, welche die besten Fähigkeiten

für Raub und Verbrechen besitzen. Dadurch hat sich der Zarismus in Amerika in viele kleinen Zarismen geteilt. Wer die Fähigkeit besitzt, bringt ein größeres Stück Zarentum an sich. Demokratie ohne Beschränkung der Eigentumsrechte — das ist ein Wettrennen, ein Wettlauf um die Macht. Eine wahrhaft demokratische Welt — es gibt keine Beschränkungen, keine Rassenunterschiede; wer irgendeinen Einsatz hat, sei es Schlauheit, sei es verbrecherische Begabung, der kann an der Macht teilnehmen. Dadurch ist hier das Zarentum viel gefährlicher und viel schwerer zu bekämpfen als in Rußland; denn hier wird es immer wieder durch neue Blutzuflüsse gestärkt. Es wird immer wieder durch stärkere, energischere Menschen ausgeübt und von Seiner Majestät, Seiner Heiligkeit dem Götzen Demokratie beschützt."

„Ich verstehe dich nicht ganz, doch aus allen deinen Reden fühle ich heraus, daß du die Reichen sehr hassest. Muß denn jeder Reiche ein schlechter Mensch sein, kann man nicht reich und dabei gut sein?" warf Mascha ein, als wollte sie irgend etwas im voraus entschuldigen.

„Ja, Mascha, du hast recht, ich gebe zu, daß ich instinktiv jeden Reichen hasse. Den guten noch mehr als den schlechten. Denn Reichtum an und für sich ist eine Gemeinheit. Reichtum ist Beweis von begangenen Verbrechen, von Raub. Wie du ihn auch erworben hast — sobald du mehr besitzest als du brauchst, beraubst du andere — und das ist gemein. Aber nicht bloß deshalb hasse ich die

Reichen, sondern auch aus einem ganz anderen Grunde: Ich glaube, daß ein reicher Mensch ein häßlicher Mensch sein muß; er kann keine schönen Empfindungen haben. Ich weiß nicht, warum ich so denke, vielleicht ist meine Erziehung daran schuld, die Armut, in welcher wir gelebt haben, doch ich hasse instinktiv die Reichen."

„Das sagst du nur, weil du nicht reich bist — aber wenn du Geld bekämest . . ."

„Ich habe schon darüber nachgedacht und versucht, mir in der Phantasie vorzustellen, was geschähe, wenn ich plötzlich Geld bekäme oder über Nacht reich würde. Schöne Paläste, Pferde, Sommervillen, eine Europareise — ich könnte unserer ‚Society of Foreigners' helfen, von der ich dir noch später erzählen werde — nein, ich möchte es nicht . . . Es kommt mir so vor, als ob man alle Empfindungen, die man durch den Besitz des Geldes erlangen kann, alle die verschiedenen Gefühle und Möglichkeiten, nicht mit dem Gefühl vergleichen kann, das man hat, wenn man arm ist, mit dem Gefühl, das ich habe, wenn ich in unserer Gasse die armen Leute, die Frauen, die Kinder sehe, mit dem Gefühl, das ich habe, wenn ich über den Reichtum nachdenke: mir ist wohl, denn ich bin arm, und ich möchte immer arm sein, immer so sein, wie ich jetzt bin."

Mascha schwieg. Bisher hatte das Gespräch für sie keine sonderliche Bedeutung gehabt. Es schien ihr, daß Charlie ihr seine Gelehrsamkeit zeigen wollte und deshalb so sprach. Doch seine letzten

Worte berührten sie plötzlich ganz eigenartig. Sie fühlte sich getroffen und empfand, daß er so fühlte, wie er sprach. Seine Worte brachten sie dazu, an ihre Kindheit zu denken und an die Wohnung in der Hopkinsstreet.

„Jetzt verstehe ich."

„Was verstehst du?"

„Jetzt verstehe ich, warum du mich hassest — oh, ich weiß, du hassest mich, und deine Mutter haßt mich, und alle hassen mich, alle armen und guten Menschen hassen mich, seit ich mit dem Onkel verlobt bin."

Mascha hob ihre großen Augen und heftete ihren Blick auf Charlie. Ihre Augen waren groß und länglich, wie feine spanische Trauben und genau so voll wie eine Traube. Der Augapfel leuchtete hell, und Mascha lächelte, lächelte wie ein Kind, doch Charlie merkte, daß sie jeden Augenblick in Weinen auszubrechen drohte — und der ganze Saft der Traubenaugen würde hervorquellen. Er fürchtete, die Traubenaugen würden Tränen vergießen, und deshalb sagte er mit demselben Lächeln wie Mascha:

„Es ist nicht deine Schuld, ich weiß es."

Diese Worte zwangen Mascha weit mehr als alles, was Charlie bisher gesprochen hatte, über sich und ihre ganze Lage nachzudenken. In ihre Gedanken vertieft, schwieg sie auf dem ganzen Wege; doch ihre Augen hörten nicht einen Augenblick auf zu lächeln und zu glänzen, als wollten sie statt gesprochener Worte Charlie unterhalten.

8

CONEY ISLAND

In Coney Island vergaß Charlie das ernste Gespräch, das er mit Mascha geführt hatte, und wurde ein „American boy". Kaum hatte er die Badekabine betreten, kaum spürten seine nackten Arme und Beine die Meerbrise, da faßte es ihn wie ein Sturmwind. Er wartete ungeduldig auf Mascha, welche aus der Frauenkabine kommen sollte. Das Strandbad war voll von Menschen und schien ein zweites Meer zu sein. Doch das Meer von Menschen störte Charlie nicht. Er fühlte sich stets wohl unter der Menge. Er liebte die Masse und ihr Geräusch. Die vielfarbige Menschenmasse, welche das Ufer des Meeres umrahmte, erweckte in ihm Freude und Lebenslust. Die halbnackten Frauen mit den roten, blauen und vielfarbigen Badehauben, die nackten Kinder, welche mit lautem, freudigem Geschrei, Essen in den Händen, umherliefen, die Familien, welche rings um die Kinder lagerten — sie erweckten in ihm die Vorstellung, als wäre er bei einem Picknick am Freiheitstage, als wären die Menschen zusammengekommen, ein großes Freudenfest zu feiern; alle sind nackt, alle essen, baden, waschen sich und schwimmen, und alles ist an diesem Fest erlaubt.

Charlie freute sich zusammen mit der ungeheuren Menschenmenge. Er liebte es, Menschen zu betrachten, wenn sie sich wohl fühlten. Denn selten sah er, daß eine Menge von Menschen zusammen sich wohl

fühlte und sich freute. Stets sah er Menschen zusammen arbeiten, zusammen leiden, zusammen trauern. Doch hier — die große, mächtige Woge von Menschen, alle halbnackt, Frauen und Männer beisammen, mitten unter ihnen die Kinder, sie essen zusammen, baden zusammen, freuen sich, lachen und spielen zusammen, und alle durchpulst die Freude. Dieser Anblick wirkte auf Charlie ansteckend und weckte seine Lebensfreude und seine Jugend. Er wünschte nur schnell mitten in dieser Freude zu sein, mit allen mitzuspielen und sich mitzufreuen, wünschte so rasch wie nur möglich im Wasser zu sein, sich unter die fröhliche Menge zu mischen, deren Freudenschreie aus dem Brausen des Meeres deutlich und hell hervortönten — und Mascha war nicht zu sehen ... Charlie hatte das Gefühl, er sei in Mascha verliebt; es war ihm, als sei er nur mit Mascha zu diesem Fest der Freiheit und Nacktheit gekommen, und er wollte rasch, nur rasch an diesem Fest teilnehmen.

Indessen suchte Mascha Charlie unter der Menge, ohne daß er es merkte. Entzückt von den Menschen und ihrer Freude, ging er von einer Gruppe zur andern und sah ihnen beim Essen zu — Männer, Frauen und Kinder aßen fröhlich und warfen das Essen umher. Voll Freude sah Charlie zu, wie Männer, Frauen und Kinder sich aneinander schmiegten und sich Leib an Leib im Sande wälzten — und Mascha ging ihm zwischen der Menge nach, bis sie ihn endlich mit Mühe bei der Hand fassen konnte:

„Wo steckst du? Ich suche dich überall."

„O Mascha, komm, komm schnell!" Er faßte das Mädchen bei der Hand und flog mit ihr ins Wasser.

Eine Meereswoge kam ihnen entgegen und trug in ihren Falten eine Menge von Menschenleibern und Wasser, die sie über Charlie und Mascha ergoß. Es dauerte lange, bis beide, einander bei den Händen haltend, sich von dem Strom des Wassers befreien und der Masse nasser, triefender Menschen, selbst naß und triefend, entwinden konnten; von der Meeresfeuchtigkeit glänzend, lachte Charlie hell auf: „O Mascha!" Er faßte Mascha bei der Hand und zog sie weiter ins Meer hinein.

Eine zweite Welle kam heran, preßte die beiden jungen Menschen aneinander und verflocht ihre Leiber ineinander. Mascha fühlte Charlies knochigen, jungen, harten Körper auf sich, fühlte seine starken, jungen Hände an ihren Brüsten, und zwischen seinen nackten Händen und ihren Brüsten war gar nichts, nur fließendes Wasser. Und Charlie fühlte, wie Maschas leichter Körper sich über ihn legte, und ein angenehmes Gefühl durchzog ihn, als der kühle Mädchenkörper, in feuchte Weichheit gekleidet, sich an ihn schmiegte. Er zog Mascha an der Hand noch tiefer ins Wasser. Mascha bekam Angst, in freudigem Schreck schrie sie laut auf und hing sich mit beiden Armen an Charlies jungen, starken Hals. Charlie hielt sie mit beiden Händen fest, und das Wasser half ihm. Er sah ihren jungen, kräftigen Körper, der sich in einer feuchten Linie aus ihrem Badeanzug heraushob, der feuchte schwarze Seidenstoff nahm

die Linie ihres Körpers ab. Der eng anliegende feuchte Stoff offenbarte jeden Teil ihres jungen Mädchenkörpers und ließ jede Linie erkennen; Maschas junge Brüste hoben sich wie zwei harte, reife Birnen aus dem nassen Kostüm ab, und ihr runder, fester Unterleib trat wie ein feingeschnittener Porzellanteller aus der nassen Seide hervor. Charlie betrachtete mit Freude die Linien des Körpers und fühlte das pulsende Leben, den verhaltenen Willen, der in dem Kalten, Harten schlummerte, das er in seinen Armen hielt. Doch lange schauen und denken konnte Charlie nicht — das Meer warf beide auf und nieder, und die frischen, unaufhörlich andrängenden Wellen brachten ihnen das kühle Geheimnis des weiten, tiefen Meeres empor; immer wieder fühlten sie zwischen sich einen dritten Körper, den kühlen, frischen, geheimnisvollen Körper des tiefen, weiten Meeres, der sich anfühlte wie der Körper einer fremden, unbekannten Frau. Sie erschraken vor diesem fremden Körper, hielten einander fest und schmiegten sich aneinander, und der kühle fremde Wasserleib schmiegte sich an sie, wollte sich an ihren jungen Leibern wärmen, mit ihnen und mit ihrem verborgenen Geheimnis zusammen sein und sie vor den Augen fremder Menschen bergen . . .

9

DAS NEUE AMERIKA

Mascha und Charlie lagen auf dem Sand, und eine Sonne bestrahlte sie beide, und beide wurden sie von der Freude und Fröhlichkeit angesteckt, welche unter der Menge nackter, glücklicher Menschen auf dem sandigen Strande herrschte. Sie dachten nicht daran, daß sie jung seien, sie wußten beide nicht, daß sie einander liebten; sie waren nur glücklich, daß die Sonne sie wärmte und alle Menschen am Strande. Es war ihnen, als sei die große bunte Menge an dem langen Meeresstrande mit den nackten Armen und den vielfarbigen Hauben auf dem Kopf eine einzige Familie — als sei die ganze Welt eine Familie geworden und sie Glieder dieser Familie.

„Ich sehe gern die Freude einer großen Menge," sprach Charlie zu Mascha, „ich liebe ihre Freude zu sehen und in ihrer Freude mit ihnen zu sein. Es gibt Leute, welche Coney Island nicht lieben, weil es der Platz der rohen Masse ist, welche das Meer mit ihren Speiseresten beschmutzt und den Strand mit ihren verelendeten häßlichen Leibern schändet, — doch ich glaube, Freude und Glückseligkeit kann man nur zusammen mit der Menge, mit einer großen, rohen Masse finden. Es würde mich langweilen, Freude und Vergnügen allein zu genießen. Ich würde mich langweilen, allein glücklich zu sein oder nur mit auserwählten Glücklichen zusammen zu sein, welche die Möglichkeit haben, Vergnügen und

Freude zu genießen. Vergnügen und Freude kann man nur dann haben, wenn man sieht, wie die große Masse Vergnügen und Freude hat. Dann scheint es gar nichts Schlechtes und kein Leid mehr auf der Welt zu geben; dann scheint Vergnügen und Freude allen bereitet zu sein. Ich glaube, nur hier kann man stark und tief Vergnügen und Freude empfinden, wo Vergnügen und Lust innerliche und wahrhafte Freude schaffen, wo man von der allgemeinen Freude angesteckt wird."

Mascha blickte Charlie schweigend an. Sie hörte ihn gern sprechen. Charlie konnte nicht ruhig sprechen, er sprach stets mit Begeisterung, mit sprühenden Augen und lebhaften Gesten — er schien von seinem Vater, dem frommen Chassid, die religiöse Begeisterung geerbt zu haben, und da er sie nicht anders entladen konnte, so tränkte er mit ihr seine Überzeugung. Diese, vom frommen Vater ererbte, ihm angeborene Begeisterung und Inbrunst hatte sogar die amerikanische Normalschule bei Charlie nicht unterdrücken können.

„Sieh dich um, Mascha," Charlie sprang vor Freude auf, „sieh nur, wie weit, wie unendlich weit sich die Menge hinzieht, Tausende und Hunderttausende, sieh nur, — alle sind glücklich, alle freuen sich — ich liebe die Masse; wenn ich mitten in einem solchen Meer von Menschen bin, da ist mir, als wäre ich zu allem, zu den größten Taten fähig. Es gibt Demokraten, ja sogar Sozialisten, welche die große Menge nicht lieben. Die Masse ist ihnen zu roh, zu unkultiviert und beleidigt ihr ästheti-

sches Gefühl. Ich habe meine Kameraden reden hören können, daß sie sich in der Menge einsam fühlen. Die Narren, — sie begreifen nicht die Idee der Menge; sie glauben, die Menge sei eine Summe vieler einzelner, roher, ungeschlachter Einzelner. Sie wissen nicht, daß die Menge ein Körper, eine Seele, ein Geschöpf für sich mit eigener Individualität ist. Wenn ich unter einer Menge bin, so habe ich das Gefühl, als befände ich mich in der Unendlichkeit, in dem Geheimnis unserer Existenz, welches man als einzelner nicht erfassen und fühlen kann. Weißt du, Mascha, was die Masse ist? Die Masse, das ist das große ewige Leben, welches vor uns war und nach uns sein wird. Wir werden sterben, jeder einzelne wird sterben, doch die Masse wird leben, sie hat ewig gelebt. In allen Generationen, in allen Formen. Ich glaube: Gott hat nicht zuerst den einzelnen geschaffen, sondern die Menge; wenn ich mit einer solchen Menge von Menschen zusammen bin, da bin ich überzeugt, da habe ich die Empfindung, daß ich mich aufgelöst habe, daß ich ein Teil der großen Ewigkeit bin."

Mascha schwieg und blickte Charlie fremd und verwundert an. Vieles in seinen Worten verstand sie nicht, sie hatte nie jemanden so sprechen gehört. Doch noch mehr als seine Worte erschien ihr Charlie selbst fremd. Seit dem Jahr, da sie mit dem Onkel verlobt war und Charlie nicht wiedergesehen hatte, war er nicht wiederzuerkennen. Charlie hatte in Gesellschaft von Mädchen immer verlegen geschwiegen. Die Mädchen hatten über ihn gespottet; wenn er

ihnen antwortete, so entgegnete er ungeschickt, und seine Späße zündeten nicht — was war aus Charlie geworden? Wo war er in dieser Zeit gewesen? Was hatte er getan? Mascha begann vor Charlie verlegen zu werden, da sie nicht so sprechen konnte wie er; und zugleich zog in sie ein gewisser Stolz auf ihn ein, — sie hatte ihn gern, weil er so sprach.

Charlie kümmerte sich nicht darum, ob Mascha ihn verstand oder nicht. Er sprach mehr für sich als für sie. Übrigens war er überzeugt, alle Menschen dächten so wie er und befaßten sich mit den gleichen Problemen. Charlie gehörte zu jener heranwachsenden amerikanischen Jugend, deren Glauben an den Idealismus noch so jung und frisch ist, daß der Tau des Wachstums an ihm zu spüren ist. Wie alles in Amerika mit der Energie einer jungen, reifenden Frucht gefüllt ist, so ist auch der amerikanische Idealismus, wo er zutage tritt, jung und des Glaubens voll, noch nicht befleckt von Skeptizismus und Zweifel. Er weiß nichts vom Suchen und von mystisch verborgenen Ursachen. Der ganze Idealismus ist auf praktische Dinge und auf Bequemlichkeit gerichtet und wird von dem energisch-optimistischen, lebensvollen Strom eines jungen Volksstammes getrieben. Derselbe energische Strom jugendlich sprossender Kraft, welcher Wolkenkratzer baut und meilenlange Brücken über Ströme und Täler wirft, er treibt auch die Denkkraft Amerikas zu einem praktischen und nützlichen Idealismus . . . Charlie gehörte einem engen Kreise

jüdischer Studenten an, welche nicht um der Karriere willen studierten, sondern die von diesem jungen amerikanischen Idealismus erfüllt waren. Der Optimismus, welcher im Blute ihres alten Stammes steckte, trieb unbewußt in ihnen den praktischen Idealismus hervor. Ihr Gedankengang bewegte sich nicht über die Grenzen des gegenwärtigen, weltlichen Lebens hinaus und verirrte sich nicht in andere Welten, sondern suchte eine praktische Antwort auf alle Probleme innerhalb der Grenzen des gegenwärtigen Lebens.

Charlie war auch mit einer Gruppe von Vertretern der russisch-jüdischen Intelligenz bekannt geworden, welche sich in der Arbeiterbewegung betätigten. Durch sie hatte er von der Arbeiterbewegung in Rußland gehört, von der Revolution, vom russischen Idealismus, von Sibirien, vom Gefängnis. Rußland, die Revolution, sie waren für ihn eine zauberische Legende, ein Heiligtum, ein heiliges Land, und die russisch-jüdische Intelligenz war für ihn etwas Heiliges. Er war stolz darauf, daß er aus Rußland stammte, aus dem Lande der Revolution und des Idealismus, daß er dort geboren war. Und mit seiner ganzen unschuldigen Jugendkraft warf er sich der Bewegung hier in Amerika in die Arme. Da er sich des Lebens der jüdischen Emigranten erinnerte und es mitfühlte, erweckte es in ihm Protest, seinen Protest, den Protest eines gesunden, in der Gleichberechtigung erzogenen jungen Menschen gegen das Leben der Erniedrigung, welches seine Eltern geführt hatten. Vielleicht war auch

seines Vaters religiöse Frömmigkeit daran schuld, daß Charlie nicht wie Tausende seinesgleichen nur Verbesserung seiner eigenen Lage suchte, sondern seine ganze Energie, seinen Glauben und seine Hoffnungen der Partei schenkte, welche nach seiner Überzeugung die Lage aller Menschen bessern und erleichtern würde.

Mit seinen einundzwanzig Jahren war Charlie noch die Unschuld selbst, und sein Verhältnis zu Mascha war, genau so wie das des größten Teiles der in Amerika erzogenen jungen Leute zu einem Mädchen, das Verhältnis eines Kameraden zu einer Kameradin. Charlies junger Körper, welcher von der Elementarschule an turnerisch und sportlich geübt und in fortwährender Biegung und Bewegung war, war zu nüchtern für körperliche Leidenschaft. Er hatte keine Zeit, seine Energie auf Lust zu richten, da seine Energie stets auf Bewegung und Biegung, auf Turnen und Ballspiel ausgegeben wurde. Ein Mädchenkörper erregte bei ihm keine besondere Empfindung. Er badete mit Mascha, fühlte ihren Körper an seinem und lag jetzt neben ihr in der Sonne auf dem Sande, sah die Linien ihrer Jugend, welche aus ihrem Badekostüm hervortraten, und sprach zu ihr wie zu einem männlichen Kameraden; für den hielt er sie auch. Er scherzte mit ihr, warf sich über sie und berührte ihren Körper, ohne daß es bei ihm sündige Begierden erweckt hätte. Er packte sie bei der Hand und schleppte sie am Arme durch den Sand, in dem die Sonne beide mit Licht und Wärme übergoß.

„Komm, Mascha, wir wollen in das Meer von Menschen tauchen — sieh nur, siehst du, wie groß das Meer von Menschen ist? — Komm, ich lasse mich gern von einer Menschenwoge tragen."

Wirklich war der ganze Meeresstrand, so weit das Auge reichte, von nassen, barfüßigen und nackten Menschen voll. Leiber, Leiber, nichts als Leiber. Das bißchen Kleidung, das Männer und Frauen anhatten, verlor sich in den nackten Armen, Nacken, Brüsten, Füßen und Rücken. Das Meer schien Wellen von Menschenleibern ausgespien zu haben: Frauen, Männer, Kinder, Burschen, Mädchen, alle miteinander vermengt, gepaart, verknotet.

Jung, halb nackt gingen Mascha und Charlie mit bloßen Beinen und Armen zwischen den halbnackten Leibern umher. Die ganze Welt schien sich am Meeresstrand versammelt, die sündhaft befleckte Kleidung von sich geworfen und eine Stadt der Nacktheit begründet zu haben. Ja, es störte sogar in der Meeresnacktheit der Rest von Kleidung, den die Menschen aus Gründen des Anstandes tragen mußten ... Mascha und Charlie gingen Hand in Hand, ihre unbekleideten Körper berührten einander und drängten sich an fremde unbekannte Körper. Plötzlich war die Empfindung des fremden Körpers vorhanden. Es war, als sei ein mächtiger Heiland erschienen und habe alle Verbote aufgehoben, und die ganze Welt mengte sich miteinander ...

Charlie hatte das Bedürfnis, zu sprechen. Die Begeisterung, welche die allgemeine Freude in ihm

erweckte, riß ihn fort, und wer immer neben ihm gegangen wäre, — er hätte ihm seine Empfindungen mitgeteilt.

„Sieh hin, Mascha, sieh, wie mächtig dieses Meer von Menschen ist! Die ganze Welt ist zusammengeströmt. Ich liebe die New-Yorker Masse. Wenn ich die Masse von New York sehe, sehe ich die ganze Welt vor mir. In aller Augen liegt die Sehnsucht nach einer Jugend, nach einer Kindheit, die sie irgendwo anders, in einem anderen Lande gelebt haben. Das ist New York. Wir alle sind New-Yorker. Ich, du, alle, die hier liegen, wir alle haben unsere Kindheit irgendwo anders verbracht. Ein New-Yorker sein heißt, in den Augen die Sehnsucht nach einem anderen Fluß, einem anderen Feld und anderer Sonne tragen. Jeder von denen hier ist in einem andern Lande aufgewachsen. Viele kommen von den breiten Steppen Rußlands, und viele tragen die Erinnerung an den hellen Himmel Italiens, an die bunten ebenen Felder von Ungarn und Galizien in sich, viele die arabische Wüste, und manche sind auf den feuchten Reisfeldern von China und Japan erzogen worden, manche in den hohen Bergen der Schweiz zwischen Kühen und Schafen, und gar viele haben noch das kleine jüdische Städtchen mit den im Winter verschneiten Dächern gesehen — erinnerst du dich noch, Mascha, an Kusmin im Winter? Mir steht es wie ein Traum vor den Augen: Die kleine Schul' mit einer kleinen Fahne auf dem Dach, einer verbogenen Fahne. Der Vater hat mich in die Schul' geführt, auf den Schultern hat er mich

getragen, und ich habe ein Gebetbuch und einen Apfel in der Hand gehalten. Und auf der Schul' war eine kleine Fahne. Und wir alle, alle liegen hier nackt am Strand von Coney Island."

Mascha wurde traurig und nachdenklich. Charlies Worte ließen sie wieder über ihre Lage nachdenken. Auch sie erinnerte sich an Kusmin und sah wie im Traum ihre Kindheit, da sie beim Großvater aufwuchs. Sie sah einen alten Juden, der ihr Lebkuchen gab; was später war, hatte sie ganz vergessen und erinnerte sich erst wieder an die Hopkinsstreet, wie sie zum Fleischer gelaufen war, damit er ihr Fleisch auf Borg gebe! „Pa arbeitet" — und dann dachte sie des Onkels und ihrer gegenwärtigen Lage. Sie wurde traurig und hob ihre dichten, dunklen Brauen und ihre vollen Traubenaugen zu Charlie auf:

„Und du möchtest nicht in Amerika geboren sein?"

„Nein," antwortete Charlie, „ich bin glücklich, daß ich ein New-Yorker bin, in der Fremde geboren, mit der Sehnsucht nach Rußland, gleich allen in der Fremde Geborenen hier. Und wir alle, die wir hier in der Fremde sind, wir werden Amerika zu einem schönen, freien, großen Amerika machen.

Jeder wird das Schönste seines Landes bringen und Amerika damit beschenken. Alle bringen es auf dem Schiffe aus ihrem Heimatlande mit. Die Italiener, die Russen, die Tschechen, die Ungarn, die Skandinavier und die Araber — alle, alle bringen das Schönste ihres Landes mit, die Sehnsucht ihrer Kindheit, und werden sie Amerika schenken. Der

eine bringt seine Schönheit, seine Kunst, seinen Glauben. Andere bringen ihr klares Denken und ihre Aufrichtigkeit. Das Schönste und Beste der ganzen Welt, es wird sich sammeln, und wir werden das große, das freie, das neue Amerika sein!"

„Und was wirst du, Charlie, Amerika geben?" fragte Mascha lachend.

„Ich? Ich werde Amerika das schenken, was alle Kinder des jüdischen Volkes ihm geben, die aus Rußland kommen. Oh, wir schulden Amerika sehr viel, und wir müssen ihm viel geben. Amerika hat uns alles gegeben. Es hat uns anders gemacht als unsere Eltern waren. Wir sind Amerika tief verpflichtet für die Freiheit, welche es uns geschenkt hat. Und wir werden ihm das geben, was die Juden Rußland gegeben haben — unseren revolutionären Geist müssen wir Amerika geben, unsern ewigen Protest, unsere Unzufriedenheit. Wir sind es Amerika schuldig, anders zu sein als unsere Eltern. Als unsere Eltern herkamen, wurden sie Sklaven in Amerika; wir müssen sie befreien. Wir alle sind Sklavenkinder. Waren denn unsere Eltern nicht Sklaven? Mein Vater, dein Vater . . . Und hat dich dein Vater nicht seinem Brotherrn überlassen, wie man ein Sklavenkind hingibt?"

„Stop, denn ich . . ." rief Mascha errötend. Ihre vollen Traubenaugen füllten sich mit Tränenperlen. Doch im selben Augenblick war sie entschlossen, Charlie nicht merken zu lassen, daß er eine wunde Stelle in ihr berührt hatte. Und um abzulenken, fragte sie:

„Hast du Geld, Charlie?"

„Ungefähr einen Dollar." Charlie wußte genau, wieviel Geld er besaß, doch er wollte als reicher Mann auftreten.

„Und ich einen halben. Das wird reichen."

„Wofür?"

„Ich möchte den Abend lustig verbringen, wir sind doch in Coney Island."

„Das ist recht", rief Charlie freudig.

„Also, geh dich anziehen, ich gehe auch. Wir treffen uns draußen."

Schnell eilte Charlie in seine Kabine. Erst jetzt erinnerte er sich, was er gesagt hatte, und war verlegen, mehr durch Maschas Lächeln als über die ungeschickten Reden, die er geführt hatte.

10

TAUSENDUNDEINE NACHT

Nach dem Bade fühlten sich beide frisch und voll von Energie. Sie waren zu allem bereit. Charlie wollte keine Vorschläge machen, er fühlte sich befangen, weil er Mascha an den Onkel erinnert hatte.

Doch Mascha brachte es bald dazu, daß Charlie alles vergaß. Mit ihrer weichen Stimme, in der die mädchenhafte Fraulichkeit klang, welche Maschas ganzes Wesen erfüllte, begann sie:

„Du, Charlie, vor allem gib mir das Geld für den Omnibus zum Aufheben, das übrige Geld wollen wir für einen lustigen Abend ausgeben. Wenn du

mir das Fahrgeld nicht gibst, dann geben wir am Ende noch alles aus und haben kein Geld für die Heimfahrt."

Mit diesen Worten nahm sie von ihrem Gelde ein Fünfcentstück, band es, kokett zu Charlie hinüberlächelnd, in ihr Taschentuch und steckte den Rest Charlie in die Tasche:

„Hier, für die Bummelkasse."

„Was willst du sehen?"

„Einerlei. Ich will einen feinen, lustigen Abend haben."

„All right, komm! Bist du nicht hungrig? Ich muß die Wahrheit sagen, ich bin schrecklich hungrig", sagte Charlie verlegen.

„Ich auch," lachte Mascha, „doch bitte, sei sparsam. Ich will mein Vergnügen haben."

„Also was?"

„Cracker-jacks."

Charlies Magen verlangte jedoch nach etwas Soliderem, und daher schlug er Frankfurter vor. Schließlich einigten sie sich auf beides, sie aßen auf der Straße, während sie sich durch die Menschenmenge drängten, die auf dem Gehsteig dahinströmte, und lachten einander ins Gesicht.

Dann kamen sie zuerst zu den „sieben Weltwundern". Da war eine Kuh mit zwei Köpfen zu sehen, die aus Indien kam; zusammengewachsene Zwillinge, Mädchen aus China; dann zwei Liliputaner: einer ein Japaner, der andere ein Neger; das dickste Mädchen der Welt, welches mehr als fünf Zentner wog; ein Mann mit einem Löwenkopf; ein

Mädchen mit grauen Haaren; eine Negerin, welche auf allen vieren wie ein Bär kroch, und schließlich ein wilder Indianer, den ein Schiffskapitän erst vor kurzem entdeckt hatte.

Mascha und Charlie bezahlten ihre fünf Cents und besahen sich die „sieben Weltwunder", welche man eigens für sie von allen vier Enden der Welt hergebracht hatte. Was die Natur Außerordentliches hervorbringt, mag es auch auf den entferntesten, verstecktesten Inseln sein, das wird nach Coney Island gebracht und für fünf Cents gezeigt. Coney Island schien ihnen das Zentrum der Welt zu sein. Bei einem andern Zelt wurde ägyptische Zauberkunst angepriesen, die der Kalif von Ägypten trieb; und als Zeichen, daß das Versprechen wahr sei, hob der große dunkelhäutige Kalif von Ägypten einen Chinesenjungen empor, legte ihn auf einen Fächer und ließ ihn dann in der Luft schweben. Doch alles, was der Kalif von Ägypten zu zeigen hatte, das zeigte er vor dem Zelt öffentlich vor allen Leuten. Diejenigen, welche ihren Nickel bezahlten und eintraten, sahen innen nichts Neues mehr.

Für weitere fünf Cents kamen Mascha und Charlie nach China und sahen eine chinesische Prinzessin in tiefem Schlaf, mit kleinen, verkrüppelten Füßchen, an denen kleine vergoldete Pantöffelchen steckten. Und als sie noch einen Nickel ausgaben, da kamen sie ins Reich von Aladins Wunderlampe, wo der große, kräftige Aladin, ein gebräunter Araber mit Ohrringen und roten, wulstigen Lippen, leibhaftig vor ihnen stand. Aus ihren

Kinderträumen, aus ihren Kinderbüchern wurde er jetzt lebendig. Er stand vor ihnen, Aladin aus dem Märchen von Tausendundeiner Nacht, rieb an der Wunderlampe, und in der Luft schwebte ein Tisch mit Gold- und Silberzeug besetzt. Aladin nahm einen Krug und goß Wein aus ihm in einen Becher. Aladin rieb an der Wunderlampe, und eine weiße Taube schwebte herbei und setzte sich auf seine Schultern, raunte ihm ein Geheimnis ins Ohr, eine Botschaft aus einer verborgenen, verzauberten Welt.

Mascha und Charlie gingen von einem Zauberpalast zum anderen. Ihnen erschlossen sich die Geheimnisse Indiens, die Mysterien Ägyptens und die verborgenen Kräfte des weiten Zauberlandes Arabien. Sie glaubten, in der Zeit der Märchen von Tausendundeiner Nacht zu leben, da der Seeweg nach Indien noch nicht gefunden war, sie meinten, in den Zauberländern des alten Orients zu sein. Sie sahen die Tempel von China, die Tänze Indiens, und indische Prinzen weissagten ihnen ihre Zukunft, Aladins aus Arabien ergötzten sie mit ihren Zauberkünsten. Überall herrschte die Pracht und der Glanz des geheimnisvollen alten Orients.

Als sie die Zauberpaläste verließen, waren beide wie betäubt. Sie setzten sich auf zwei Pferde, die mit reich gestickten Mänteln bekleidet waren, wie die Rosse arabischer Scheichs. Große Edelsteine, helle Brillanten, rote Rubine, grüne Smaragde, blaue Saphire, von gefangenen Prinzessinnen und in der Schlacht gefallenen Kalifen erbeutet, waren auf die Manteldecken der Tiere aufgenäht. Die

Pferde entstammten der edlen arabischen Rasse, der Brodem wehte aus ihren bebenden Nüstern, und Schaum lag auf ihren feingeschnittenen Mäulern. Ein Prinz und eine Prinzessin saßen Hand in Hand auf den Rossen, Mascha und Charlie, und vor ihnen saßen andere Prinzen und Prinzessinnen; aber in dem reichgeschnitzten Wagen saßen Königskinder und trieben die Pferde an. So jagte eines dem anderen nach, und doch konnte keines das andere erreichen. Wohin reiten die Prinzen? Ins Traumland, in die ewige Freude, in die Jugend.

Eine Minute dauert der Ritt. Die Pferde sind aus Holz, der Weg ein Kreis. Doch was macht das? Die Wirklichkeit dauert eine Minute, doch ewig ist der Traum.

Und dann sitzen Mascha und Charlie in der Schaukel. Sie erhebt sich in die Lüfte, hoch und höher. Der weite Himmel enthüllt sich ihnen, und Coney Island mit seinen Millionen Menschen und das Meer von Wasser- und Menschenwogen liegt zu ihren Füßen.

Sie steigen hoch empor — plötzlich fallen sie jäh in ein tiefes Tal kopfüber in einen Abgrund, Wasser zu ihren Füßen, den Tod vor Augen. Doch wieder schweben sie in die Höhe, hoch, höher, vergessen das Leben, vergessen die Welt.

Betäubt von solchem Zauberwesen, schweben sie auf einmal in gelb-violetten Wolken, welche die Wunderstadt einhüllen, daß sie aussieht wie ein phantastischer Traum. Coney Island ist zu einem Flammenmeer geworden. Lichtströme stürzen aus

den Häusern, aus den Türmen, von den Dächern. Lichträder kreisen über den Türmen, jagen aus den Häusern hervor, schweben in der Luft; über der Welt scheint der Himmel näher herangerückt, das Licht der Sterne, der Planeten und Kometen näher gekommen zu sein. Coney Island hat sich in einen Traum, in eine Märchenstadt verwandelt, die aus den Kinderbüchern aufgestiegen ist. Die Kinderjahre sind wieder auferstanden, und alles ist wahr geworden. Alle Kindergeschichten haben sich als richtig erwiesen. Und die Menschen, die erwachsenen Menschen leben das Leben der Kinder, haben eine Kinderstadt aus Märchenbüchern belebt und leben in ihr. Über Coney Island hängt rötlichgoldener Nebel, und alles schwebt in ihm, schwankt wie trunken hin und her, in der Betäubung des Traumes. Aus den Läden dringen Ströme von Licht, rote und gelbe. Die Läden sehen aus wie große Kinderhäuschen, und vor ihnen stehen große geschnitzte Puppen, halten Trompeten in den Händen und blasen darauf. Eine große Puppendame, wie eine Königin in Gold und Silber gekleidet, steht vor der Puppenmusik und schlägt den Takt. Andere Puppen sitzen auf Puppenpferden und reiten; zwischen ihnen jagen Menschen hin und her. Die Menschen sehen aus wie Puppen, schwanken von einem hellerleuchteten Laden zum andern, nehmen sich dort, was sie wollen, essen, trinken, spielen, tanzen — das Licht strömt immer weiter auf die Straße, sie ist voll Licht, alles kommt in Bewegung, schwankt; es ist, als ob die Kinderwelt zum Leben

erwacht wäre, die Zauberwelt der Kinderjahre. Alles, alles, die ganze Welt ist wieder Kind geworden — großes Kind. Wir alle spielen wie Kinder, haben uns wiedergefunden in der Kinderwelt, die Coney Island heißt.

Als Mascha und Charlie im Omnibus saßen und heimfuhren, erwachten sie erst allmählich aus dem Traum, in dem sie gelebt hatten, und kamen sich wieder fremd vor. Mascha hatte das Gefühl, als hätte ihr jemand eine Schlinge um den Hals gelegt. Charlie schien es, als habe er den ganzen Tag Unsinn geredet. Wozu? Wofür? Und doch fühlten beide, daß sie etwas zusammen erlebt hatten, etwas, was sie für einen Augenblick einander sehr nahegebracht hatte und nicht mehr ausgelöscht werden konnte — die Erinnerung an einen angenehmen Traum durchschwebte ihren müden Geist. Sie und alle Passagiere im Wagen warfen einen letzten Blick auf Coney Island. Von weitem sah die Insel wie eine merkwürdige Naturerscheinung, wie ein Wunder aus. Hohe, flammende Türme ragten einer neben dem anderen in die Höhe. Feuerspeiende Räder kreisten in der Luft und schwebten auf wunderbare Weise im Raum.

Stolz und eigenartig schön, als wären sie nicht von dieser Welt, ragten die flammenden Türme über den flammenden Häusern empor, wie Türme heiliger Göttertempel, die vom Himmel gefallen sind. Die Räder in der Luft der hellen Gassen, die flammenden Spitzen der Türme sahen aus wie Stätten der Götter, wie ein Mekka, wie ein Jerusalem. Ihr majestätischer,

wundervoll-heiliger Glanz zog mächtig an, und jedermann segnete in seinem Herzen die heilige Wunderstadt Coney Island, dankte der heiligen Wunderstadt, die Millionen Menschen Freude, Seligkeit und Erheiterung bringt . . .

II

DIE BRAUT SAGT NEIN

Maschas Eltern waren bereits unruhig, daß Mascha von ihrem Ausflug nach Coney Island noch nicht zurückgekehrt war. Es war schon spät, der Tisch zum Abendessen gedeckt. Die geschliffenen Gläser, welche Aarons Frau zum Schmuck der Wohnung gekauft hatte, seit es ihr gut ging, funkelten im Glasschrank. Maschas Mutter Rosa saß ungeduldig am Tisch, klopfte bald mit der Gabel an einen Teller, bald rückte sie ein Besteck zurecht und murmelte dabei:

„Da hast du es, Coney Island . . ."

Aaron stand ohne Rock am offnen Fenster und spähte ungeduldig nach Mascha aus. Die Unruhe seiner Frau machte auch ihn nervös. Obwohl es nichts Außergewöhnliches war, daß Mascha sich verspätete, so regte es Maschas Eltern doch auf. Sie erregte jede Kleinigkeit, welche Mascha betraf. Es war dieselbe Unruhe, welche der Besitz eines Schatzes verursacht. Aaron wandte den Kopf vom Fenster und brummte:

„Rosa, laß mich in Ruhe, Rosa!"

Die andern Kinder waren nicht da, sie wohnten im Sommer auf dem Lande. Nur die Eltern waren mit Mascha in der Stadt geblieben wegen der Aussteuer. Es war kurz vor Maschas Hochzeit. In solchen Fällen sind die Eltern immer um die Braut sehr beunruhigt — und in diesem Falle war die Braut Mascha.

„Wohin ist sie gegangen, Rosa?" Rosas Unruhe übertrug sich bereits auf Aaron.

„Ich habe dir doch schon gesagt, nach Coney Island. Sie hat baden wollen."

„Und mit wem ist sie denn nach Coney Island gegangen, Rosa?"

„Was fragst du? Weißt du es denn nicht? Sie hat doch angerufen, daß sie mit Charlie nach Coney Island geht."

„Was, mit Charlie? Rosa, mit Charlie ist sie nach Coney Island gegangen? Und der Onkel hat angeklingelt, daß er bald mit dem Auto kommt, um sie abzuholen. Der Onkel hat heute mindestens zehnmal nach ihr gefragt. Nun, sage du ihm, daß sie mit Charlie nach Coney Island gegangen ist. Sag' ihm doch, daß sie mit Charlie gegangen ist. Er wird bald hier sein, um sie mit dem Auto mitzunehmen, und sie wird nicht da sein — sie ist mit Charlie nach Coney Island gegangen — nun, Rosa, du siehst schön aus, was?"

„Was kann ich dafür? Hab' ich sie denn gesehen? Früh ist sie auf und davongegangen. Was habe ich denn tun können?"

„Nun, sage nur dem Onkel diese Ausrede! Ich

bitte dich, sag' es ihm, er wird gleich hier sein, da kannst du es ihm sagen."

„Aaron, warum erschreckst du mich, Aaron?"

Aaron erschrak selbst bald über den Schrecken, den er seiner Frau eingejagt hatte. Deshalb war er bemüht, die Furcht zu bannen.

„Rosa, laß mich in Ruhe, Rosa! Das Kind ist baden gegangen und wird bald zurückkommen — was machst du für Geschichten?"

„Ich mache Geschichten? Du machst Geschichten!"

„Ich bitte dich, Rosa, laß mich in Ruhe!"

Doch bald wurden Aaron und Rosa von der Furcht befreit, welche sie einander eingejagt hatten. Mascha trat hastig ein. Die Eltern atmeten auf. In ihren Augen lag ein Glanz von Tränen und Zorn. Mascha blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen, blickte die Eltern mitleidig mit Tränen in den Augen an, brach dann plötzlich in lautes Schluchzen aus und eilte in ihr Zimmer.

„Rosa, was ist das?" fragte Aaron.

„Woher soll ich das wissen? Was fragst du mich? Komm zu ihr hinein."

Die Eltern wollten in Maschas Zimmer, doch sie fanden die Tür verschlossen. Flehend sprach der Vater an der Tür:

„Mascha, liebes Kind, was hast du? Sage mir, bist du vielleicht, Gott bewahre dich, krank? Soll ich vielleicht nach einem Arzt schicken?"

„Wir sind doch außer uns, Mascha; was hast du, Mascha?" Die Mutter vereinigte ihr Flehen mit dem des Vaters.

Hinter der verschlossenen Türe blieb es still.

„Was soll nun werden, Rosa?" fragte Aaron vorwurfsvoll, als wäre seine Frau allein an dem Unglück schuld.

„Ich will gleich zu den Schnorrern hingehen, die Augen will ich ihnen auskratzen, der Mutter mitsamt dem Sohn. Was wollen sie von uns, warum gönnen sie uns nicht unser bißchen armes Glück?" rief Rosa. Sie meinte Charlie und seine Mutter.

„Hör' auf, hör' auf!" schrie Aaron. „Mascha, liebe Mascha, jage uns doch nicht solche Angst ein; du erschreckst uns", wandte er sich bittend der Tür zu.

Von Mascha kam keine Antwort.

„Was soll nun werden? Der Onkel wird bald hier sein. Er hat angerufen, daß er dich mit dem Auto holen kommt."

Da wurde plötzlich die Tür von Maschas Zimmer aufgerissen, und, die Augen weit geöffnet, schrie das Mädchen ihre Eltern an:

„Ich will den Onkel nicht heiraten, ich will nicht, ich will nicht! . . ."

Aaron und Rosa sahen einander an, als wäre mit einem jähen Donnerschlag das Haus über ihnen zusammengestürzt.

„Was sprichst du da? Was sagst du? Maschenka, was hast du denn?"

„I don't want it, I don't want it!" Zornig stampfte Mascha mit dem Fuß auf.

„Pst, still, um Gottes willen, der Onkel wird gleich hier sein!"

Mascha schlug die Tür ihres Zimmers den Eltern vor der Nase zu.

„Was soll nun werden? Rosa, ich werde verrückt, ich werde verrückt, ich werde wahnsinnig!" Aaron sah plötzlich mit aller Deutlichkeit die Gefahr vor sich, wieder in das Grab der Armut zu sinken, aus dem er herausgestiegen war. Er sah sich wieder als Arbeiter und war verzweifelt.

Doch wie es stets der Fall war, wenn Aaron nicht aus noch ein wußte, so beherrschte auch diesmal Rosa die Situation.

„Aaron, geh fort, setz' dich zu Tisch und iß. Der Onkel wird gleich hier sein . . ." sprach sie in befehlendem Ton.

Aaron gehorchte und setzte sich zu Tisch, die Hände ringend:

„Was soll nun werden, was soll nun werden?"

„Hör' auf, Aaron, der Onkel wird sofort hier sein, er darf von nichts wissen, er darf nichts merken."

Aaron sah ein, daß seine Frau recht hatte; er dämmte seine Verzweiflungsausbrüche ein und bemühte sich, ruhig bei Tisch zu sitzen.

„Was ist denn geschehen? Gar nichts. Sie ist mit dem Burschen nach Coney Island gefahren, und das ist ihr ein bißchen in den Kopf gestiegen. Wenn sie sich ausgeschlafen hat, wird sie wieder nüchtern sein."

Aaron sah ein, daß seine Frau abermals recht hatte, und wurde ganz ruhig.

Als der Onkel kam, traf er das Ehepaar Melnik gemütlich bei Tisch an.

„Wo ist Mascha?" fragte der Onkel noch in der Tür. Noch ehe er „good evening" sagte, hatte er bereits gemerkt, daß Mascha nicht bei Tische saß.

„Hallo, Moses!" (Seit der Onkel Maschas Bräutigam war, titulierte ihn Rosa nicht mehr mit „Onkel", sondern nannte ihn bloß „Moses", da es ihr schien, das passe besser für einen Mann vor der Heirat.) „Hallo, Moses!" rief Rosa. „Mascha hat Kopfschmerzen und hat sich deshalb ein wenig in ihrem Zimmer hingelegt." Ehe noch der Onkel Zeit gefunden hatte, sich zu setzen, rief sie ins nächste Zimmer hinein:

„Mascha, Mascha, schau nur, wer hier ist!"

„Wo ist sie gewesen, daß ihr der Kopf weh tut?" fragte der Onkel.

Aaron wurde blaß vor Schreck, und wie stets, wenn etwas nicht glatt ging, stammelte er verlegen. Rosa aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen:

„Sie war in Coney Island baden, es ist ja so heiß; sie ist schlecht gelaunt nach Hause gekommen, Moses." Rosa gab dem Onkel einen Wink mit den Augen—er könnte versuchen, sie zu rufen; wenn sie auch niemandem gehorcht, aber ihm ... Kokett winkte ihm Rosa zu.

Aaron wurde noch bleicher. Er hatte Angst vor dem, was kommen würde. Rosa beruhigte ihn mit einem Wink. Der Onkel blieb gleichgültig am Tisch sitzen und sprach halb zu sich:

„Wenn sie böse sein will, so soll sie böse sein!" Dann nahm er eine dicke Zigarre aus einem goldenen

Etui, warf eine zweite Aaron zu, biß seine Zigarre ab, spuckte aus, kaute an ihr und fragte Aaron:

„Wie meinst du, der neue Verwalter, den ich für die Häuser in Down-Town angestellt habe, wie heißt er doch, na, Jiddel, der Restaurateur, wird der all right sein?"

„Ich weiß nicht, wozu der Onkel neue Leute braucht. Auf fremde Leute kann man sich doch niemals recht verlassen", antwortete Aaron, schon ziemlich gefaßt.

„Auf fremde Leute kann man sich nie recht verlassen, ja, Aaron", wiederholte der Onkel gleichgültig, erhob sich, trat zum Spiegel und besah sich darin. Nach seiner Gewohnheit, die er nicht loswerden konnte, spuckte er in die Hände, glättete sein graumeliertes Haar, welches am Nacken sehr dicht wuchs und an den Wurzeln noch schwarz war.

„Lieber Moses, tu mir das Vergnügen, und koste meine Milchkrapfen; ich habe sie speziell für dich gemacht", warf Rosa ein. Seit Moses Maschas Bräutigam war, ging Rosa sehr vertraulich mit ihm um und dutzte ihn, was ihr Mann Aaron unter keinen Umständen fertig gebracht hätte.

Der Onkel antwortete nichts; er ging zur Tür von Maschas Zimmer, klopfte an und rief in befehlendem Ton:

„He, child, komm, das Auto wartet!"

Aaron wurde wieder kreidebleich. Doch Rosa beruhigte ihn mit einem Seitenblick.

Des Onkels Stimme schien Mascha unterwürfig gemacht zu haben. Die Tür öffnete sich, und bleich

trat Mascha ins Zimmer. Sie ging langsam, trat auf den Onkel zu und blieb stehen.

Der Onkel hob mit seinen kurzen dicken Fingern ihren Kopf empor und betrachtete sie:

„What is the matter with you, Mascha?"

Mascha heftete plötzlich ihren Blick auf den Onkel. Ihre Augen waren größer als sonst, und große Tränen füllten sie. Sie sah dem Onkel fest ins Gesicht und sprach:

„Muß ich denn heiraten? Ich kann nicht, ich kann nicht!" Dicke Tränen perlten über Maschas Wangen.

Bleich und wortlos stand der Onkel da.

„Mascha, mein Kind, was tust du?"

„Mascha, Mascha!" begannen Vater und Mutter zu schreien.

„Laßt sie in Ruhe!" herrschte der Onkel beide mit einem harten, verächtlichen Blick an.

„All right, kid, geh schlafen!" sprach er zu Mascha und ging, ohne die fassungslosen Eltern eines Blickes zu würdigen.

12

VOM TEUFEL GEHOLT

Der Onkel kam spät in sein Geschäft. Er war sehr ernst und setzte sich an seinen Schreibtisch, um die Aufträge durchzusehen. Sein Personal erschrak vor seinem bösen Blick und seinem schweren Atem. Unaufhörlich brachte er seine Leute in Erregung und war noch mißtrauischer als sonst. Sein „Adjutant"

Sam wich nicht von seiner Seite. Wenn dem Onkel etwas nicht recht war, machte er Sam Vorwürfe. Dabei richtete er seine Worte an ihn, seinen Blick jedoch auf den, dem die Vorwürfe galten; das genügte, und der Missetäter wünschte sich, in die Erde zu versinken.

Onkel Moses ging zu den Schneidern im obersten Stockwerk. Es war die Zeit der toten Saison, und der Onkel ließ auf Lager arbeiten, damit die Landsleute Arbeit hätten. Wie stets, wenn der Onkel auf Lager arbeiten ließ, ging er auch diesmal übelgelaunt umher, und alle hatten Furcht vor ihm. Seit der Onkel jedoch Bräutigam war, war er lässiger, und er war während der heißen Tage nicht in die Werkstätte gekommen; daher wirkte sein Eintritt jetzt unerwartet.

Die Schneider hatten gemeint, der Onkel sei gar nicht im Geschäft. Sam hielt, seit der Onkel sich verlobt hatte, die Zügel nicht mehr so straff und war dem Onkel nicht mehr so ergeben, wie früher. Daher erlaubten sich die Schneider, ein wenig zu faulenzen. Es war auch einer der heißesten Tage. In der langen, niedrigen Werkstätte, welche aus einem Dachboden zu einem Arbeitsraum umgestaltet war, war die Hitze unerträglich. Das Ziegeldach, welches hart über den Köpfen der Arbeiter lag, strömte dampfende Hitze aus. In dem ganzen Werkstattraum war ein betäubend süßlicher Gasgeruch, welcher aus den Gummischläuchen drang, mit denen die Plätteisen der Bügler an die Gasleitung angeschlossen waren. Die Bügler standen

halbnackt und plätteten mit ihren heißen Eisen die neuen Wollstoffe. Der Dampf der befeuchteten Stoffe machte die Luft feucht und die Menschen müde. Die Müdigkeit drang in alle Glieder und schläferte ein. Alle wollten schlafen, betäubt vom Gas- und Schweißgeruch. Viele konnten sich auch der Müdigkeit nicht mehr erwehren und waren, über die schmutzigen Maschinen gebeugt, eingenickt. Die Stückmeister hielten sich mit einem Liedchen wach. Jekel, der Sohn des Chasen, hatte sich an eine alte Melodie des Mussaf — Gebets am Roschhaschanah — erinnert, welches sein Vater, der Chasen, in der Schul' von Kusmin gesungen hatte; die uralte Melodie weckte viele aus dem Schlaf, und sie gedachten des Roschhaschanah in Kusmin. Die Melodie weckte süße Erinnerungen an Fische mit Zwiebeln, an Psalmen, grüne Felder und den kühlen Fluß zu Roschhaschanah-Zeit; und dann kamen viele süße Erinnerungen an die Heimat, an ihren Himmel, an den alten Friedhof von Kusmin zur Tischabeaw-Zeit, an Rosinenwein, an die Mitwah — und die Sehnsucht stieg empor. Die Sehnsucht gab ihnen Kraft, den Kampf gegen den süßen, einschläfernden Gasgeruch und den feuchten Kampf zu führen und ihre Energie wachzuhalten.

Ein Gespräch von der Heimat begann. Kusmin erstand mit allen seinen Dörfern, Wegen, Schenken und Fischreusen. Der alte Rabbi von Kusmin lebte wieder auf und Reb Leibuschl der Dajan, der alte Chasen, alle Gäßchen und Winkel von Kusmin erstanden wieder. Auf dem Friedhofe von Kusmin

standen die Toten wieder auf, welche unter den Grabsteinen ruhten, und ihre Seelen schwebten zwischen den Plätteisen und den Nähmaschinen, den Mänteln und zugeschnittenen Hosen. Die Kusminer hörten gar nicht, daß der Onkel eintrat. Sie sahen nicht seinen „Adjutanten" Sam, sie lebten im alten Kusmin, in den Abenden zwischen dem Mincha- und Maariwgebet im Beth-Hamidrasch von Kusmin.

„He, Kusmin, was geht da vor?" schrie Sam. „Natürlich, der Onkel läßt auf Lager arbeiten, damit die Schnorrer zu fressen haben, da haben sie ja recht! Warum sollen sie arbeiten — man braucht ja die Arbeit ohnedies nicht! Wenn der Onkel mir folgte . . ."

Doch der Onkel unterbrach seine Rede mit einer Handbewegung und betrachtete Kusmin.

Alle, die hier saßen, kannte er aus seiner Kindheit. Mit einigen von ihnen war er in den Cheder gegangen, hatte zusammen mit ihnen auf der Straße gespielt, mit ihnen gemeinsam die Stände der Obsthändler vom Markte getragen und dafür angefaultes Obst bekommen. Viele von ihnen hatte er gekannt, als sie im Reichtum und Wohlstand lebten, und nicht gewagt, sich mit ihnen zu vergleichen. Alle kannte er sie — und jetzt waren sie alle seine Diener und hatten Furcht vor ihm, zitterten, wenn er eintrat. Onkel Moses hatte plötzlich selbst Lust, von Kusmin erzählen zu hören — alte Geschichten, die er gehört hatte, als er noch ein Kind war. Es war ihm, als hätte er kein anderes Leben gehabt,

außer dem seiner Kindheit, von der sie hier erzählten.

„Erzählt, Reb Schloime, erzählt weiter von Kusmin", murmelte der Onkel nach langem, stillem Nachdenken.

Doch Reb Schloime blieb stumm. Die Landsleute waren nicht gewöhnt, mit dem Onkel wie mit ihresgleichen zu sprechen. Sie beugten die Köpfe tief über die Röcke und Hosen, die sie nähten, und erfüllten die Werkstatt mit dem Klappern der Maschinen; die Bügler fuhren hastig mit den Plätteisen, von denen das Pfeifen des ausströmenden Gases zu hören war, über das feuchtdampfende Tuch.

Der Onkel wurde traurig. Einen Augenblick lang begriff er nichts von dem, was um ihn war. Wozu hielt er eigentlich die ehrsamen Bürger von Kusmin in der dumpfen Werkstatt eingesperrt? Wozu und für wen trieb er sie und sich an und quälte sie mit der langweiligen Arbeit an den Maschinen? Einen Augenblick lang dachte er daran, es wäre am besten, Kusmin aus seiner Haft zu befreien, selbst in das kleine Städtchen zurückzureisen, dort der reichste Mann zu sein, Sabbat und Feiertage zu halten und ein Gespann mit zwei großen Pferden, wie Reb Jizchok der Ochsenhändler, bei dem er gedient hatte — das alte jüdische Leben seiner Kindheit wieder zu leben.

„Erinnert Ihr Euch noch, Reb Schloime, des alten Reb Jizchok? Erinnert Ihr Euch noch, wie es am Sabbat bei ihm zuging? Am Freitag ist er mit seinem Wagen mit den zwei großen Pferden

heimgekommen, erinnert Ihr Euch noch?" So fragte der Onkel mit nassen Augen.

Die Juden hatten Furcht, sich des alten Reb Jizchok zu erinnern, der Zeit, da der Onkel bei ihm Fuhrknecht gewesen war. Doch die Worte des Onkels rührten sie tief, und eine grenzenlose Liebe zu ihrem Wohltäter durchdrang sie, welcher sich nicht vor ihnen schämte, und sich mit ihnen des alten lieben Kusmin erinnerte, nach dem sie alle Sehnsucht hatten.

„Wer erinnert sich nicht des alten Reb Jizchok? Er war ein gastfreundlicher Mann, der ist gewiß im Paradies . . ." warf schüchtern der alte Schloime hin.

„Gewiß, im Paradies, ja, Reb Schloime". Der Onkel dachte über Paradies und Hölle nach, die er ganz und gar vergessen hatte . . . Ihm war, als hätte er sein ganzes Leben verspielt, ohne sich ein Paradies im Jenseits zu schaffen. Vielleicht wäre es jetzt Zeit, sich für das Paradies des künftigen Lebens einzurichten, eine große Schul' zu erbauen, darin alle Kusminer beten und lernen könnten, und selbst sich den ganzen Tag mit Wohltätigkeit zu befassen. „Für diese Welt bin ich schon zu alt — ich habe zu spät angefangen. Mag es darum wenigstens die andere Welt sein, vielleicht haben die alten Juden recht, vielleicht gibt es gar keine Welt hier, sondern das wahre Leben beginnt erst in der anderen Welt . . ."

In einem Augenblick flogen alle diese Gedanken dem Onkel durch den Kopf; einen Augenblick nur dauerte dieses Sichlossagen von dieser Welt, von

Mascha, von all den wundervollen Genüssen, auf die er quälend lang gewartet hatte. Bald aber wurde alles wieder in Onkel Moses lebendig. Er erhob sich plötzlich, sein Gesicht bekam den Ausdruck, vor welchem alle zitterten, und mit starren, unbeweglichen, gleichgültigen Augen, mit dem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, sprach er zu Sam:

„Die Arbeit muß bis zum Ersten fertig sein. Vergiß nicht — der Auftrag aus Baltimore!" Und ohne den Landsleuten einen Blick zuzuwerfen, ging er in sein Kontor hinab und vergrub sich in die Post, die Aufträge, die Geschäftsbücher. Doch sein Kopf war nicht bei der Sache. So sehr er sich bemühte, sich mit dem Geschäft zu befassen, es gelang ihm nicht. Nach Hause gehen wollte er nicht. Es war langweilig zu Hause, und er hatte Furcht, daheim zu sein. Am liebsten wäre er jetzt zu Mascha gefahren, um sie mit einem Auto irgendwohin aufs Land zu bringen, in der kühlen Nacht neben ihr zu sein, ihre Gestalt, ihr Lachen, sie ganz voll Entzücken in sich aufzunehmen und in den süßen, entzückten Hoffnungen zu leben, welche sein Leben und seine Träume in der ganzen Welt des Wartens erfüllten ... Diese Verzückung dauerte auch jetzt noch fort, und Onkel Moses machten Maschas Worte nicht bange. Er wußte, daß er alles erreichen konnte, wenn er wollte, mochte sie nun wollen oder nicht. Es kostete ihn bloß einen Wink. Doch er begann vor sich selbst Furcht zu haben. In seinem Innern saß etwas, was ihm sagte, er sei schon zu alt, um ein neues Leben anzufangen. Er werde das Leben,

welches er sich wünschte, nicht erreichen, er werde es weder mit seinem Gelde, noch mit seiner Macht erkaufen können . . . Onkel Moses wollte diesen Gedanken nicht Macht über sich gewinnen lassen und kämpfte gegen ihn. Und um sich selbst zu überzeugen, daß er noch die Kraft besaß, ein neues Leben zu beginnen, erfaßte ihn die Lust, etwas Böses zu tun, Mascha zu zerstören. Er hatte Lust, Mascha mit dem Auto abzuholen, sie mitzunehmen, irgendwo mit ihr über Nacht zu bleiben, sie zu zerbrechen, zu zertreten, und sie dann nicht zu heiraten; ihr zur Entschädigung Geld, eine Mitgift zu geben, doch sie nicht zu heiraten. Er wußte, daß er dies tun konnte, daß ihn niemand deswegen zur Rechenschaft ziehen würde; niemand konnte ihm etwas tun.

In seiner Phantasie sah er Mascha schon zerbrochen, sah sie weinend und klagend zu Hause sitzen. Sie, ihr Vater, ihre Mutter, sie kommen, um ihn zu bitten, zu flehen . . . „Das Kind ist unglücklich gemacht worden . . .“ Und er: „Ich bin bereit, ihr Geld zu geben, doch heiraten werde ich sie nicht.“ Das Vorgefühl der Rache erquickte ihn.

Er hätte diesen Gedanken auch ausgeführt, doch in seinem innersten Herzen sagte ihm etwas, das sei nicht der richtige Weg. Das väterliche Gefühl, welches in der Zeit, da er für Mascha sorgte, in seinem Herzen für sie erwachsen war, kam jetzt wieder hervor und widersprach seinen Gedanken. Und er fühlte, daß es nicht das war, was er von Mascha wollte. Hätte er sie nur besitzen wollen, das hätte er schon längst gekonnt. Daß er so lange auf Mascha

gewartet, sich soviel um sie gesorgt hatte, war nur deshalb, weil sie selbst wollen sollte. Sie sollte selbst wollen, nicht deshalb, weil der Onkel es wünschte. Er wollte, daß sie ihn lieben solle, wirklich lieben und ebenso die Heirat wünschen, wie er. Darauf wartete er. Das war seine ganze Hoffnung in den letzten Jahren gewesen, in der ganzen Zeit, da er sich um Mascha gesorgt hatte. In seiner Phantasie hatte er es jeden Tag gesehen und sich des Gedanken gefreut, daß sie seine Frau wurde: sie wird schwach, bleich, und er hat Mitleid mit ihr. Sie liegt im Wochenbett, hat ein Kind von ihm. Bleich blickt sie auf ihn mit ihren großen Tränenaugen, und er hat Mitleid mit ihr. Darauf hatte Onkel Moses gewartet, und er fühlte, das würde nun nicht mehr kommen. Alles würde kommen: Hochzeit, Kinder, doch daß sie selbst all das wollte, das würde nie kommen. Das hatte er gestern in ihrem Blick, in ihrem tränenverschleierten Blick ganz deutlich gesehen. Und warum sollte das nicht kommen? Warum konnte es nicht mehr sein? Darauf hatte er doch gehofft, dafür hatte es sich ihm gelohnt zu leben und so lange zu warten!

Onkel Moses wurde böse. Wieder loderte in ihm die böse Lust auf. Wenn es nicht sein konnte, so sollte es nicht sein. Sie zertreten, zerbrechen und fortwerfen! Der Durst nach Rache gärte in ihm: sie nicht mit einem Male zerbrechen, sondern jeden Tag! Mit ihr Hochzeit machen, sie mag wollen oder nicht! Doch vorher muß sie bitten kommen, sich selbst erniedrigen, bitten, auf den Knien flehen,

seine Hand küssen und bitten: heirate mich! Oh, ich werde sie schon dazu bringen, daß sie vor mir kniet. Und sie muß Kinder haben, sie mag wollen oder nicht. Dem Onkel Kinder gebären! Und wie einen Hund will ich sie an mich gebunden halten, neben meinem Bett, daß sie die halbe Nacht lang im Bett auf mich wartet — und ich will andere Frauen haben. Oh, sie wird ein schönes Leben bei mir haben!

Irgend etwas in seinem Herzen zweifelte an seiner Kraft. Und seine böse Lust brannte darauf, dieses Etwas in seinem Herzen zu überzeugen, daß er seinen Vorsatz ausführen werde. Onkel Moses murmelte vor sich hin:

„Ob sie will oder nicht, sie muß Kinder haben."

Jemand trat an seinen Schreibtisch. Der Onkel hob die Brauen und sah Maschas Vater, Aaron, bleich und erschrocken vor sich stehen; er spähte nach allen Seiten, ob kein Lauscher in der Nähe wäre.

„Onkel, es war ein Mißverständnis. Das Mädel hat dann die ganze Nacht geweint. Sie weiß nicht, was eigentlich über sie gekommen ist."

Der Onkel wußte, daß Aaron log, daß er all das nur deshalb sagte, weil er um sein Brot Angst hatte. Das war ihm jetzt angenehm zu hören. Er steckte den Kopf in den Brief, ließ Aaron reden und tat, als hörte er nichts.

„In ein paar Tagen wird sie wieder nüchtern sein; dann soll der Onkel kommen. Alles wird wieder gut sein."

„Laß nur, darüber ist nicht mehr zu sprechen. Habe keine Angst, ich werde dich nicht vor die Türe setzen, wenigstens vorläufig nicht, solange du keine andere Beschäftigung hast. Aber du begreifst ja, dich und deine Leute aushalten wie bisher — davon kann keine Rede sein. Mascha bedeutet für mich jetzt gar nichts; sie sagt selbst, daß sie mich nicht liebt. Ich habe gar nichts gegen sie, ich wünsche ihr das Allerbeste, und wenn du einmal die Mitgift für sie brauchst, selbstverständlich, wie jeder von meinen Landsleuten ... Aber du begreifst, daß es besondere Begünstigungen nicht mehr geben kann. Wenn du bei mir bleiben willst, so mußt du wieder in die Werkstatt; wenn nicht, so werde ich dir gute Empfehlungen geben."

„Onkel! Was spricht der Onkel da? Es ist doch gar nichts geschehen. Das Mädel wird doch blamiert — was spricht der Onkel da?"

Dem Onkel tat es wohl. Er legte den Brief weg und blickte Aaron an.

„Sam!"

Sam lief herbei.

„Wie hat er doch zu Hause geheißen?" der Onkel deutete auf Aaron.

Sam traute seinen Ohren nicht; zögernd antwortete er:

„Ich glaube ... Gorgel."

„Gorgel ist gut". Der Onkel erhob sich und verließ den Laden, ohne Aaron eines Blickes zu würdigen.

„Sam, die Bestellung für Baltimore muß bis zum Ersten geliefert werden, verstanden?"

„Yes, Onkel."

Der Onkel trat auf die Straße. Er wußte nicht, was er anfangen sollte. Die böse Lust brannte noch in ihm, und um sie zu kühlen, ging er zu der Frau vom Restaurant, was er nicht mehr getan hatte, seit er mit ihrem Manne übereingekommen war. Er nahm sie in ein separates Zimmer, setzte sich nahe zu ihr, und beide aßen gebratene Enten und tranken Likör dazu. Der Mann, welcher jetzt des Onkels Häuserverwalter war, mußte die Leckerbissen auftragen und beide bedienen, und Onkel Moses ließ sich von ihm die Schuhe ausziehen. Er betrank sich — was selten vorkam — und blieb die ganze Nacht bei der Frau . . .

13

MASCHA KOMMT ZUM ONKEL

„Was soll nun werden, Rosa, was?" Aaron Melnik weinte.

In seinem Heim herrschte tiefe Verstimmung. Seit ein paar Tagen waren die Zimmer nicht aufgeräumt. Man aß und schlief nicht. Die jüngeren Kinder kamen vom Lande zurück. Zilli, welche als Kind, als Aaron noch in der Hopkinsstreet wohnte, so gern Kino gespielt hatte, war jetzt ein erwachsenes Mädchen und besuchte das Lyzeum; sie hatte schon

selbst den Ehrgeiz, Braut zu werden, und wehklagte und weinte deshalb am stärksten, daß die Schwester sie unglücklich mache. Die anderen Kinder, welche nun im Wohlstande aufgewachsen waren und nur noch wie im Traume sich der Armut in der Hopkinsstreet erinnerten, fühlten das Unglück mehr als sie es verstanden. Sie weinten nicht, doch sie gingen kindlich bekümmert und ernst umher; ihr kindlicher Kummer machte mehr Eindruck auf Mascha als des Vaters Tränen. Die kleine Lea, Maschas jüngstes Schwesterchen, das von Kindheit auf gewöhnt war, die „American Lady" zu spielen, und unaufhörlich das Englisch im Hause korrigierte, blickte mit ihren Kinderaugen Mascha an. Mascha war Leas Ideal, und sie fand keine Worte. Sie fühlte, wenn Mascha so handelte, so mußte es so sein.

Der Vater ging hilflos und schwach wie seine Kinder mit verbundenem Kopf in der Wohnung umher und rang unaufhörlich die Hände:

„Was soll nun werden, was?"

Den Juden schreckte die Armut, welche ihm bevorstand. In seinem Leben besaß er gar nichts, weder Glauben an sich selbst noch Energie, nur die Gunst des Onkels, welche er mit dem Glück seiner Tochter erkauft hatte — und diese Gunst stand in Gefahr; gefährdet war sein Erwerb, sein Leben, sein tägliches Brot, seine Wohnung. Er sah sich wieder in den Abgrund versinken, aus dem er sich erhoben hatte. Er verlor das Gewicht, um welches er in der Zeit, da es ihm gut ging, zugenommen

hatte, und sah wieder aus, wie zur Zeit, da er in der Werkstätte beim Onkel arbeitete.

Nur Maschas Mutter, Rosa, ergab sich nicht. Erst lachte sie über den ganzen Vorfall — das Mädel hat sich etwas in den Kopf gesetzt; wenn sie es überschlafen hat, wird sie wieder nüchtern werden! Doch als sie sah, daß das Mädel es überschlafen hatte und doch nicht nüchtern wurde, da erklärte sie Mascha, daß sie kein Recht mehr habe, zurückzutreten.

„Jetzt trittst du zurück? Zu spät, liebe Tochter! Vier Jahre lang hast du ihn an der Nase herumgeführt. Er hat sein Leben deinetwegen geopfert; er hätte das schönste und beste Mädchen heiraten können, nicht eine Schnorrerin, wie du bist, der er ein Kleid zum Anziehen hat kaufen müssen! Jetzt willst du zurücktreten? Jetzt, wo er so viel Geld in dich hineingesteckt und so lange auf dich gewartet hat, jetzt willst du nicht? Zu spät, liebe Tochter, zu spät. Du hättest zurücktreten müssen, als er den ersten Dollar für dich ausgab, als du noch klein warst, ehe er noch deinem Vater einen ordentlichen Verdienst gegeben hatte, damals in der Hopkinsstreet. In der Hopkinsstreet hättest du nein sagen dürfen, jetzt nicht mehr."

„Ach, Rosa, es ist ja ohnedies zu spät. Der Onkel will nichts mehr hören und von nichts mehr wissen", warf Aaron ein.

Mascha sah ein, daß die Mutter recht hatte, doch sie fühlte sich nicht schuldig. Alles war ohne ihr Wissen so gekommen. Als sie ein Kind war, hatte

sie nicht gewußt, was es bedeute, zu heiraten. Erst jetzt empfand sie es. Und am meisten hatte es sie erschreckt, daß sie immer, immer mit dem Onkel würde zusammen sein müssen, immer mit ihm gehen, immer bei ihm sein. Sie haßte den Onkel nicht, im Gegenteil, sie hatte ihn recht gern, und sie war ihm sehr dankbar, doch es war ihr langweilig mit dem Onkel. Und sie hatte Furcht vor der Langweile.

„Wieso bin ich denn schuld, Mutter? Ich bin nicht schuld!"

„Wer ist also schuld? Ich? Für mich hat er Geld ausgegeben? Mich hat er ins Lyzeum geschickt? Mir hat er Musiklehrer gehalten? Dir hat er sein Leben geopfert. Er hätte eine Lady bekommen können, eine first-class American Lady. Wen er nur wollte, hätte er kriegen können. Aber er hat nicht geheiratet, sondern auf dich gewartet! Wie stellst du dir das vor, erst hast du ihm den Kopf verdreht, und jetzt willst du nicht? Mit wem treibst du dein Spiel? Glaubst du, er sei deinesgleichen? Weißt du, wer der Onkel ist? Weißt du das?"

Mascha verstand nicht, was die Mutter meinte. Sie verstand nicht, wieso sie dem Onkel den Kopf verdreht hatte, verstand nicht, was sie dem Onkel angetan hatte, daß er so böse sein durfte. Ihr schien es, daß weder Ma noch Pa den Onkel richtig kannten; wenn sie zu ihm ginge und ihm alles sagte, dann würde der Onkel alles sofort in Ordnung bringen, wie er stets tat, wenn es einen Kummer gab.

„Ich werde zum Onkel hingehen, ich werde ihm

alles sagen; ihr werdet sehen, der Onkel wird wieder gut werden", sagte Mascha.

„Zu spät, zu spät, er will nichts hören und von nichts wissen", erwiderte Aaron weinerlich.

„Ach was, zu spät, gar nichts ist zu spät!" schrie Rosa ihren Mann an. „Was plärrst du mich an, du Narr?" Sie gab ihrem Mann einen Puff. „Laß sie nur zum Onkel gehen, er wird ihr schon die Narrheiten aus dem Kopf schlagen; geh, klingle den Onkel an, ruf den Onkel an", schrie sie Aaron an. „Was stehst du hier wie ein Golem aus Lehm?"

Aaron gehorchte seiner Frau. Er sah ein, daß sie recht hatte wie immer. Mit Herzklopfen lief er zum Telephon.

Der Onkel ließ lange am Telephon auf sich warten. Zuerst hieß es, er sei beschäftigt; dann kam der Bescheid, er sei nicht da und man sei ihn suchen gegangen. Schließlich aber schien es dem Onkel selbst nicht Ruhe zu geben, und er ließ Mascha anrufen. Als er Maschas Stimme im Telephon hörte, wurde er weicher. Er verabredete mit ihr, sie möge um sechs Uhr abends ins Geschäft kommen, von dort werde er sie nach einem „netten, behaglichen Plätzchen" führen, wo sie es gemütlich haben könnten.

Gegen sechs Uhr abends ging Mascha nach des Onkels Geschäft. Sie trug ihr ziegelfarbenes Herbstkleid in englischem Schnitt, auf dem Kopf einen breiten, dunklen Filzhut, wie er damals Mode war. Sie wartete nicht vor der Tür auf den Onkel, wie sie es sonst zu tun pflegte, sondern trat sofort ein.

Sam lief ihr entgegen, begrüßte sie freundlich und eilte, ihre Ankunft dem Onkel zu melden. Der Onkel saß mit einem Reisenden in seinem Privatkontor, welches sich in einem Verschlag in einem Winkel des großen Geschäftslokals befand; dort stand die Kasse und dort saß der Buchhalter mit dem Onkel. Der Onkel ließ sich nicht stören und trug Sam auf, er möge Mascha einen Augenblick unterhalten, er würde bald kommen. Er klopfte auf die Scheibe seines Kontors und rief: „Hallo, Mascha, I am ready in a minute."

Sam spürte, daß etwas zwischen dem Onkel und Mascha vorgefallen sein müsse, und dachte, wie immer die Sache stünde, wäre es am besten, den Rat seines Vetters Manes zu befolgen: „Sei nett zu Mascha, sie hat dich jetzt in der Hand." Mascha gefiel ihm, seit der Onkel ihr sein Interesse zuwandte. Und Sam nutzte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um mit Mascha näher bekannt zu werden und ihr seine Verehrung zu beweisen. Jetzt lobte er unaufhörlich das Kleid, welches ihr der Onkel als Modell gekauft hatte, und fügte hinzu, wenn sie der Inhaber eines großen Kleiderhauses in Chicago in dem Kleid sähe, könnte er, Sam, ein paar Dollar verdienen. Er würde sofort einen Auftrag bekommen, den würde er einen seiner Freunde, einem Damenkleiderkonfektionär, verkaufen. Und dann gab er zu, wenn er Mascha als Modell hätte — natürlich beispielsweise — so würde er bald vom Onkel weggehen und Damenkleiderkonfektionär werden; denn alles, was Mascha anziehe, das habe

an ihr „dignity“ (das war das größte Kompliment, welches Sam einer Lady machen konnte). Doch der Onkel ließ Sam nicht lange sein Vergnügen. Er kam bald aus dem Privatkontor, warf, ohne ein Wort zu sagen, mit gerunzelter Stirn einen kurzen Blick auf Sam, und auch ohne zu Mascha ein Wort zu sagen, faßte er sie unterm Arm und verließ mit ihr den Laden.

Als sie auf die Straße traten, begann Mascha:

„Onkel, bist du sehr böse auf mich?“

Der Onkel antwortete nicht. Er hielt sie fest am Arm und ging mit ihr den Gehsteig weiter, wobei er schwer gegen den Menschenstrom ankämpfte, der aus allen Ecken, aus allen Geschäften herausströmte und zur Hochbahnstation eilte. Es war die Stunde, da die Geschäfte geschlossen wurden, und die Straßen waren schwarz von Menschen. Auf dem Wege konnten Mascha und der Onkel kein Wort wechseln. Der Onkel zog Mascha mit sich.

„Wohin gehen wir, Onkel?“ fragte Mascha.

„Willst du nicht mit mir essen?“ sagte der Onkel, ohne ihr ins Gesicht zu sehen.

„Gern.“

„So komm.“

Sie bogen in eine schmale Gasse ein. Dort befand sich ein bekanntes ungarisches Restaurant, in welches nun der Onkel Mascha führte. Der Wirt kannte den Onkel; er wies ihnen einen Platz in einer Ecke an, wo sie ungestört waren. Der Onkel bestellte das Essen und ungarischen Wein.

Beim Essen blieb der Onkel weiter ernst; er

schwieg, sah Mascha kaum an und war in Gedanken versunken; doch aß er mit Appetit und trank viel Wein; ab und zu forderte er auch Mascha zum Trinken auf.

„Onkel, richte es doch ein, daß alles wieder gut wird. Du kannst das immer so gut", begann Mascha plötzlich und legte ihre schmale Mädchenhand auf die des Onkels.

„Was soll ich wieder gut machen?"

„Du weißt ja. Bei uns ist es jetzt so traurig — Pa weint und Ma weint."

„Warum weinen sie?" fragte der Onkel verwundert. „Ist etwas geschehen?"

„Sie fürchten, du würdest Pa entlassen."

„Warum soll ich denn Pa entlassen?"

„Du weißt ja, warum", sagte Mascha verlegen. Dann schwieg sie einen Augenblick; aber plötzlich hob sie ihre großen Augen auf, sah dem Onkel frei und kindlich ins Gesicht und sprach mit kindlicher, aber sicherer Stimme:

„Ich liebe dich, Onkel. Ich liebe dich sehr. Ich liebe dich mehr als Pa und mehr als Ma. Vielleicht bist du zu andern Leuten schlecht, doch zu mir bist du immer gut gewesen, immer sehr gut, und ich werde dich immer liebhaben, werde nie etwas auf dich kommen lassen, ich liebe dich. Du bist mein teurer, teurer Onkel."

„Schweig, Mascha, schweig!" Der Onkel sprach es halb vor sich. „Trink, trink, please!"

„Ich kann nicht." Mascha setzte das Glas an ihre Lippen und stellte es sofort wieder nieder. „Listen,

Onkel," begann sie und errötete zum ersten Male, während sie mit dem Onkel sprach, und ihre Augen erglänzten in einem feuchten Schimmer, „ich habe bisher nicht gewußt, was heiraten heißt. Jetzt weiß ich es. Und ich glaube . . . und ich glaube, daß für uns beide eine Heirat . . . nicht gut ist . . . es wird nicht gut sein . . . Ich werde bei dir zu Hause wie eine Tochter mit dir sein. Ich werde dich lieb haben wie man einen teuren, teuren Onkel lieb hat, aber nicht so wie du willst. Meinst du es nicht auch?"

Der Onkel schwieg; er trank wieder ein Glas Wein und forderte Mascha zum Trinken auf.

„Trink, Mascha, please, trink!"

„Don't, Onkel, don't," erwiderte Mascha und nahm dem Onkel das Glas weg, „ich mag es nicht, daß du trinkst. Ich liebe es nicht — don't, don't, antworte mir, please, antworte mir. Warum sprichst du heute nicht mit mir?"

Der Onkel blickte sie an und begann freundlich und liebevoll zu lächeln.

„Also du liebst den Onkel nicht? Wie, Mascha? Ich bin zu alt für dich, was? Ich passe dir nicht, yes, Mascha?" Der Onkel lachte, brachte damit auch Mascha zum Lachen, und das ganze Gespräch verlief im Sande.

„Oh, Onkel, oh, old man, sprich nicht, oh, I like you, you are my old good uncle. Ich werde immer mit dir zusammen sein, ich werde mit dir in dem neuen Hause wohnen, welches du eingerichtet hast — I like it — you dear old uncle."

Der Onkel rief den Kellner und zahlte. Im Hinausgehen fragte er Mascha:

„Willst du mit mir gehen?"

„Wohin du willst, Onkel."

Er winkte ein Auto herbei und hieß es nach Haarlem West fahren.

„Ich will dir die neuen Möbel zeigen, der Tapezierer hat sie bereits fertiggestellt. Alles ist fertig, ich möchte, daß du es dir ansiehst."

Mascha wurde traurig und schwieg. Plötzlich begann sie wieder:

„Onkel, warum antwortest du mir nicht?"

„Was?"

„Auf das, was ich dir gesagt habe."

„Was, was?"

„Glaubst du nicht, daß es besser für mich wäre, wenn du mein Onkel bliebst, my good, good uncle, und ich deine Tochter — als daß wir heiraten?"

„Es ist recht, Mascha. Schweige, schweige!" Auf dem ganzen Wege nach Haarlem sprachen sie nicht mehr.

14

DAS BLAUE ZIMMER

Der Onkel führte Mascha in das Haus, welches er als Wohnung für die Zeit nach der Hochzeit bestimmt hatte. Die Villa war vollständig eingerichtet, die Möbel rochen noch nach Lack, die Vorhänge waren bereits befestigt, und die ganze Villa wartete

auf die Bewohner. Der Onkel drehte das Licht in allen Zimmern an, und die geschliffenen Gläser, die Vasen, die Hunde und Katzen aus Porzellan, von denen alle Zimmer voll waren, begannen zu glitzern. Der Onkel führte Mascha von einem Zimmer ins andere. Die Zimmer waren prunkvoll nach dem Geschmack eines Mannes möbliert, der sich etwas leisten konnte, vollgepfropft mit Möbeln und mit sehr vielen Kleinigkeiten. Der „Parlour" sah aus wie ein Geschäft für elektrische Lampen und Porzellanhunde. Der Onkel überraschte Mascha mit immer neuen Lichteffekten. Bald starrte eine Katze mit gelbleuchtenden Augen, bald begann eine Traube auf einem Schrank zu leuchten, bald blitzte in einem anderen Glasgegenstande ein Licht auf. Es war offenbar, daß der Onkel sehr viel Aufmerksamkeit auf die Einrichtung der Zimmer verwendet und in sie seine Liebe und seine Phantasie hineingelegt hatte. Doch die stärksten Spuren seiner Aufmerksamkeit trug das Schlafzimmer. Es war mit der Zärtlichkeit eines gewöhnlichen Menschen eingerichtet. Das ganze Zimmer war blau, die Wände waren mit billigen Landschaften, Wäldern, Flüssen mit badenden Frauen, tanzenden Feen bemalt und die Decke als sternbesäter Nachthimmel. Ein großer, blauer, französischer Teppich bedeckte das ganze Zimmer.

Das Bett stand auf einer Estrade und war mit einem blauseidenen Baldachin überdacht. Nur die Beleuchtung hielt sich nicht an den Stil des ganzen

Zimmers. Sie war auch hier wie im Parlour verschiedenfarbig, rot, blau und gelb, und störte die Farbenharmonie des Zimmers. Der Onkel drückte auf einen Knopf: ein elektrisches Pianola, welches im nächsten Zimmer stand und durch eine Leitung mit dem Schlafzimmer verbunden war, spielte gedämpft einen trivialen Walzer.

Der Onkel verweilte lange im Schlafzimmer und musterte sehr aufmerksam das Bett mit allen seinen Einzelheiten. Mascha wurde rot; ihr Herz begann zu klopfen. Sie hatte nur einen Wunsch: so schnell wie möglich das Zimmer zu verlassen. Das Zimmer mit dem Bett auf einer Estrade brachte ihr etwas in Erinnerung und rief in ihr Angst, heiße, bebende Angst hervor — dieselbe Angst, wie sie einen zum Tode Verurteilten befallen mag, dem das Schafott gezeigt wird, auf dem sein Todesurteil vollstreckt werden soll. Und doch zog sie eine geheimnisvolle Macht, das Bett anzuschauen. Das Zimmer kam ihr irgendwie längst bekannt vor, als hätte sie es schon einmal im Traume gesehen, und sie fühlte eine gewisse familiäre Vertrautheit mit dem Zimmer und mit dem Bett, wie ein Schwerkranker mit dem Tode. Sie erschrak vor dem Gedanken und versuchte das Zimmer zu verlassen. Doch der Onkel blieb auf dem Bettrand sitzen und rief sie zurück:

„Wohin läufst du, Mascha? Bleib hier. Wie gefällt es dir, nun?"

„Oh, gut", antwortete Mascha, indem sie zur Seite blickte.

„Schön, was?" Der Onkel lachte und drückte auf

einen Knopf an der Wand; das ganze Zimmer wurde von blaurotem Licht erfüllt, welches die blauen Farben gelb machte; in dem ganzen Raume herrscht auf einmal ein unterirdischer Schein. Alles war geheimnisvoll verwandelt, die Möbel, die Farbe der Wände, und der Onkel saß wie ein fettes gelbes Tier auf dem Bett . . .

Doch dieser Lichteffekt dauerte nicht lange. Der Onkel drückte auf einen andern Knopf, und das Zimmer war von blauem Licht, dann von weißem Licht erfüllt. Der Onkel liebte Lichteffekte und hatte im Schlafzimmer die verschiedenartigsten Lichtkombinationen eingerichtet. Geheimnisvoll spielte das elektrische Pianola im nächsten Zimmer einen trivialen Walzer . . .

„Nun, was sagst du dazu, Mascha?"

„Oh, schön!"

„Aber was nützt das alles, da du mich nur als den good old uncle liebst, nicht anders als den good old uncle. So hast du doch gesagt, Mascha?"

„Please, sprich nicht so, Onkel, ich mag es nicht, daß du so sprichst."

„Listen, Mascha" — der Onkel wurde plötzlich ernst — „ich muß mit dir offen sprechen. Du bist kein Kind mehr, du weißt, was ich meine. Dein good old uncle will ich nicht sein, ich habe keine Lust dazu; ich will es nicht."

Stumm senkte Mascha den Kopf.

„Well, es ist mir recht, daß es jetzt klar geworden ist und nicht erst später" — fuhr der Onkel fort — „nun wird es wenigstens keine Unannehmlich-

keiten geben. Die Villa kann ich ja vermieten oder etwas anderes damit anfangen."

„Bist du böse auf mich, Onkel?" fragte Mascha.

„Böse? Warum soll ich böse sein? Wegen des Geldes, das du mich gekostet hast? Ach, meine Landsleute kosten mich ohnedies viel Geld. Nein, ich bin nicht böse, und ich bin nicht gut. Hast du vielleicht schon jemanden, den du heiraten willst? Dann schicke den Vater zu mir. Was ich für alle meine Landsleute tue, das werde ich auch für dich tun. Und ich wünsche dir Glück, Mascha. Wenn der junge Mann etwas taugt, so soll er zu mir kommen, vielleicht kann ich etwas für ihn tun."

Mascha erhob ihre großen Augen zum Onkel. Sie war an ihn gewöhnt, wie ein Kind an seinen Vater, und die Sprache, die er jetzt führte, hatte sie noch nie von ihm gehört. Sie bekam Furcht vor ihm. Doch sie war gewöhnt an ihn, und daher ging sie auf ihn zu und schmiegte sich an ihn wie ein Kind an einen Erwachsenen, vor dem es Furcht hat.

„Dear uncle, please, sprich nicht so. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin ein närrisches Mädel. Du hast recht, du hast mir und Pa und Ma so viel Gutes getan, und ich bin so schlecht, so dumm. My good, good uncle." Sie barg ihren Kopf an seinem Halse, und heiße Tränen, ein kindlicher Kuß, welche aus Hilflosigkeit und Trauer kamen, wärmten des Onkels alte, harte Haut.

Einen Augenblick lang tat es ihm wohl, und er ließ sich küssen. Doch bald protestierte sein Mannesstolz gegen die unschuldigen kindlichen Küsse. Er

wollte Mascha umfassen und auf den Mund küssen, wie ein Mann eine Frau küßt, doch ihre Tränen hielten ihn zurück, denn die Tränen machten sie kindlich, und er begehrte danach, die Frau in ihr zu küssen ... So löste er ihre Arme von seinem Nacken und schob sie sanft fort.

„Du vergißt, Mascha, daß du kein Kind mehr bist; du bist ein erwachsenes Mädchen."

Mascha wurde rot vor Scham. Ihre Tränen blieben in den Augen hängen, und sie blickte unschlüssig und hilflos mit feuchten Augen den Onkel an.

„Willst du nach Hause gehen?" fragte sie der Onkel.

„Ja." Mascha nickte mit dem Kopf.

Der Onkel löschte das Licht aus, verschloß sorgfältig die Türen und ging, ohne sich nach Mascha umzusehen, als wäre sie gar nicht hier. Bevor er sie vor ihrem Hause absetzte, sprach er:

„Sei unbesorgt, Mascha, was ich für dich tun kann, werde ich tun, wie für alle meine Landsleute und Verwandten." Damit fuhr er fort.

Zu Hause warteten „Pa" und „Ma" in Angst und Bangen auf Mascha. Doch Mascha beantwortete ihre fragenden Blicke nicht und ging sofort in ihr Zimmer. Aaron rief sie, um sie nach dem Ergebnis der Unterredung zu fragen, doch seine Frau zog ihn beim Ärmel und flüsterte ihm zu:

„Laß sie gehen, heute frage sie nicht!"

Aaron sah ein, daß seine Frau recht hatte wie immer.

Mascha lag die ganze Nacht schlaflos. In der

Nacht wurde ihr klar, daß sie kein Recht mehr auf Glück hatte, daß eine Schnur um ihren Hals lag, daß sie verkauft war, als sie noch ein Kind war, verkauft für die Behaglichkeit der Eltern und aller ihrer Verwandten. Sie erinnerte sich an die Zeit in der Hopkinsstreet, ehe sich der Onkel ihrer angenommen hatte, als sie noch das „Hausmütterchen" gewesen war. Sie lächelte, als sie sich erinnerte, wie sie den Delikatessenhändler und den Fleischer mit dem Zauberwort „Papa arbeitet" betrogen hatte, als er von Hause fortgelaufen war, und anderer ähnlicher Szenen. Sie sah ein, daß sie bis heute nicht aufgehört hatte, die Rolle des Hausmütterchens zu spielen. Und diese Rolle durfte sie nicht mehr aufgeben.

Sie sah das „Schafott" — das Schlafzimmer mit dem blauen, roten und gelben Licht; vielleicht war es das Schafott, der Opferaltar, der sie anzog ... Sie hatte Furcht vor dem blauen Schlafzimmer, und es zog sie doch zu ihm hin. Sie konnte nicht ablassen, an das blaue Schlafzimmer zu denken. Es zog sie mit derselben Kraft an, wie der Tod den Schwerkranken. Am Morgen sagte sie zur Überraschung aller dem Vater, er möge dem Onkel sagen, daß sie ihre Worte bedauere und ...

Doch der Onkel ließ nicht mit sich reden. Er wollte nichts hören und nichts wissen. Aaron Melnik und seine Frau kamen und flehten ihn an, er möge mit ihrem Kinde Mitleid haben und ihr junges Leben nicht zerstören — doch der Onkel wünschte, daß Mascha selbst zu ihm komme und ihm sage, was sie

zu sagen habe. Dann werde er sehen, was zu tun sei. Und er fügte hinzu:

„Please, tut mir den Gefallen und zwingt sie nicht um eures Stückchen Brotes willen, etwas zu tun, was sie nicht will."

Mascha fühlte die Erniedrigung, welche der Onkel ihr antat, indem er wünschte, daß sie selbst ihn bitten komme. In den wenigen Tagen war jedes Gefühl von Achtung und kindlicher Liebe, das in der Zeit, da der Onkel sich mit Mascha abgab, in ihrem Herzen gewachsen war, in ihr erstorben. Sie empfand nur noch Verachtung, Ekel gegen ihn. Doch sie konnte den bittenden, bettelnden Blicken von Pa und Ma, ihrer Brüder und Schwestern nicht widerstehen, welche stumm flehten: „Tu etwas für uns!" Sie war das „Mütterchen" und hatte keine Kraft, das Gefühl ihrer Mütterlichkeit zu besiegen, welches seit ihrer Kindheit in ihr lebte.

In dieser Zeit suchte sie Charlie auf; sie erwartete nicht, von ihm ein Wort zu hören, das ihr Kraft gäbe, den Kampf zu bestehen, sondern sie wollte sehen, ob ihr vielleicht sein Anblick mehr Kraft und Hoffnung geben könnte. Sie verabredete mit ihm ein Zusammensein, und wieder gingen beide den ganzen Tag auf der Fünften Avenue und im Zentralpark spazieren, wieder sprach Charlie unaufhörlich von großen Dingen, von der Befreiung der Welt, vom Sinn des Lebens, erzählte von seinem Plan, einen Streik beim Onkel zu organisieren. Doch für sie, für ihr Leben, für ihre Interessen hatte er kein Wort. Genau so wie das erstemal interessierte sich

Charlie für die ganze Welt, nur nicht für Mascha, genau wie früher sah er nicht sie. Mascha war schon bereit, ihm alles zu erzählen und ihn zu bitten, er möge ihr helfen, stark zu sein, daß sie Kraft finde, ihr Leben auf eigene Verantwortung zu beginnen, er möge ihr helfen, sich auf eigene Füße zu stellen. Doch Charlie war mit so großen Weltproblemen beschäftigt, daß Mascha nicht wußte, wie sie eigentlich mit ihm über sich und über ihr kleines Leben sprechen sollte. Es schien ihr, als sei es für Charlie zu geringfügig, sich mit so kleinen privaten Angelegenheiten abzugeben.

Von dem Spaziergang mit Charlie kam sie noch verlassener und einsamer heim, als sie gegangen war. Sie hatte kein Wort über sich mit ihm gesprochen, und Charlie war es gar nicht aufgefallen. Dann versuchte Mascha, sich allein selbständig zu machen; sie ging auf Grund eines Zeitungsinserates eine Stelle suchen. Zu Hause herrschte traurige Stimmung, die stummen Blicke der Schwestern und des Vaters bebten hilflos. Was lag daran — längst schon liegt die Schnur um den Hals. Mit der Schnur um den Hals war Mascha geboren worden.

Sie ging zum Onkel. Nur Ekel und Verachtung empfand sie gegen ihn — doch sie ging. Sie verstand und empfand deutlich, was dieser Gang bedeutete und was er für ein Ergebnis haben würde. Sie sah das blaue Schlafzimmer mit dem Bett auf der Estrade ... Und vielleicht war es das blaue Zimmer und das Bett auf der Estrade, was sie dazu brachte, alle Erniedrigung und alle Gefühle zu

verbergen und selbst zum Onkel bitten zu gehen, daß er sie heirate. Es war, als hatte das blaue Zimmer sie verzaubert. Fürwahr, sie hatte Sehnsucht nach dem blauen Zimmer, insgeheim, in der Stille, tief in sich hatte sie Sehnsucht nach dem blauen Zimmer mit allen seinen geheimnisvollen Lichteffekten. Ihre Phantasie webte um das blaue Zimmer und gaukelte ihr verschiedenartige Schreckbilder vor. Und das blaue Zimmer zog sie an wie der Tod den Kranken . . .

Der Onkel nahm sie wie das erstemal in das ungarische Restaurant mit. Er sprach von allem möglichen, nur nicht davon, weshalb Mascha zu ihm gekommen war. Mit keinem Wort war er ihr behilflich. Er wollte den Sieg voll auskosten, sie sollte ihn wirklich bitten und selbst aussprechen müssen, weshalb sie gekommen war. Er erhielt den Preis seines Sieges, als sie wieder in der neuen Wohnung waren und er sie wieder in das blaue Zimmer führte. Der Onkel setzte sich auf das Bett wie ein Henker auf den Holzklotz und sagte:

„Nun, hier kannst du mir sagen, was du zu sagen hast!"

„Onkel, ich bin bereit, dich zu heiraten", sprach Mascha.

„Ist das wahr, bin ich plötzlich nicht mehr zu alt für dich?"

„Onkel . . ."

„Ich will offene Worte hören und eine klare Situation sehen. Warum hast du früher nicht gewollt, und warum willst du jetzt? Haben dich viel-

leicht deine Eltern dazu gezwungen? Sage es mir offen."

„Aber, Onkel, warum sprichst du so zu mir?"

„Ich will es wissen. Es muß doch einen Grund geben, warum du mich jetzt heiraten willst und früher nicht wolltest."

„Der Grund ist, daß . . . ich dich liebe!" sprach Mascha verschämt.

„Wie liebst du mich, wie den good old uncle oder wie einen Mann, den man heiraten will?"

Mascha hob ihre großen Augen zum Onkel auf und fragte:

„Warum fragst du mich solche Dinge? Du weißt es ja selbst!"

„Ich weiß gar nichts mehr selbst. Früher hast du mich anders geliebt."

„Früher war ich ein Kind", antwortete Mascha leise.

„Und jetzt?"

Mascha sah ihn an und erkannte den alten Onkel wieder. Sie erinnerte sich der Szene, da sie noch ein Kind war, und er ihren Vater vor ihren Augen verspottet hatte; ebenso wie damals wollte sie auf ihn lossspringen und ihm ins Gesicht schreien: „Biest, Hund!" Doch etwas wie Rachedurst gegen sich selbst zwang sie, still zu halten und die Pein zu dulden. Sie schwieg.

„Und jetzt?" fragte der Onkel noch einmal.

„Was jetzt?"

„Wie hast du mich jetzt lieb?"

„Jetzt liebe ich dich, wie einen Mann, den man

heiraten will ..." Fest blickte sie dem Onkel in die Augen.

„Wie einen Mann", sprach der Onkel nach. Er ging auf sie zu, umarmte sie und küßte sie fest auf den Mund ...

Als Mascha den Onkel verließ, hatte sie das Gefühl, jetzt sei ihr alles erlaubt. Und sie war wirklich zu allem fähig ...

DRITTER TEIL

I

MANN UND FRAU

Mascha war schwanger. (Es war zwei Jahre nach der Hochzeit.) Onkel Moses zitterte um sie wie um ein kleines, schwaches Kind. Er hatte keine Ruhe in seinem Geschäft; jede Viertelstunde ließ er sich mit seiner Wohnung verbinden, fragte durchs Telephon nach Maschas Befinden und ermahnte sie: „Mascha, mein Kind, please, bewege dich nur nicht!" Sobald er gehört hatte, daß alles zu Hause in Ordnung sei, wurde er ruhiger, ging zu den Schneidern hinauf und scherzte mit den Landsleuten:

„Nun, Schloimele, warum schweigst du, singe uns doch deine Keduscha vor."

Seit der Onkel geheiratet hatte, war Tag um Tag mehr eine sonderbare Änderung in seinem Charakter zu merken. Nicht nur sein Verhältnis zu den Menschen war ein anderes geworden, auch sein Äußeres hatte sich geändert. Sein Gesicht hatte einen viel menschlicheren Ausdruck bekommen; etwas Weiches und Hilfloses stahl sich zwischen die Fettfalten um seinen Mund und um die tiefliegenden Augen — sein Gesicht hatte nichts Schreckliches mehr. Es war, als hätte eine weibliche Hand in die

Falten dieses Gesichtes Liebe gedrückt und Zärtlichkeit auf sie gehaucht, die Zärtlichkeit ihres Wesens; es war, als verbreite Onkel Moses den ganzen Tag die Liebe und Weichheit, die er aus einem geheimen Quell gesogen hatte. Onkel Moses lächelte, wahrhaftig, er lächelte seine Leute an. Onkel Moses war freundlicher geworden, und von Tag zu Tag verloren seine Leute mehr die Furcht und den Respekt vor ihm.

Doch am stärksten war diese Veränderung an Onkel Moses zu merken, seit Mascha schwanger war. Gleich am ersten Tage war dies im Geschäft bei den Schneidern oben und bei allen Landsleuten bekannt geworden. Onkel Moses' Haltung, seine Unruhe, sein fortwährendes Telephonieren und sein gutes Lächeln hatten es verraten. Hinter seinem Rücken begann man über ihn zu lachen, raunte einander allerhand Geheimnisse in die Ohren und warf heimliche Seitenblicke auf Sam.

Doch alle fürchteten sich, Sam ins Gesicht zu sehen. Sam schien jetzt die Zügel in die Hand genommen zu haben, die Onkel Moses hatte fallen lassen. Onkel Moses verließ sich in Geschäftsdingen immer mehr auf Sam. Sam war nicht bloß der „inside man", sondern übernahm auch allmählich die Bestellungen von draußen, Sam sah die Aufträge durch, Sam fertigte die Reisenden ab; nach und nach wurde Sam der wahre Herr im Geschäft, und alle hatten vor ihm viel mehr Furcht als vor dem Onkel.

In der letzten Zeit hatte Onkel Moses sich mit

Dingen zu beschäftigen begonnen, welche sich für einen Kaufmann, der Ansehen in seinen Kreisen beansprucht, nicht passen. Onkel Moses war fromm geworden, er beschäftigte sich mit der Schul' für die Landsleute und ging daran, das auszuführen, was er für die Hochzeit versprochen, aber nicht gehalten hatte — nämlich den Landsleuten von Kusmin eine eigene Schul' zu kaufen. Bisher war er nur auf dem Papier der „Präsident" der Kusminer Landsleute gewesen. Doch nach der Hochzeit begann Onkel Moses, sich in der „Society" zu beschäftigen; er verwendete seine ganzen kaufmännischen Fähigkeiten und seine kaufmännische Erfahrung zugunsten der „Society". Onkel Moses kaufte der „Society" einen neuen Platz für den Friedhof und verkaufte die Hälfte davon sofort einer anderen „Society". Der Gewinn dabei war so groß, daß die Kusminer „Society" ihren Begräbnisplatz fast umsonst hatte. Und jetzt war Onkel Moses damit beschäftigt, seine ganzen kaufmännischen Fähigkeiten zur Erwerbung einer Schul' für die „Society" auszunützen. Durch einen Geschäftskniff hatte er bereits einen Platz für die Schul' halb umsonst bekommen, und jetzt unterhandelte er, um ihn gegen ein Haus auszutauschen. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Seit Onkel Moses sich mit der Kusminer „Society" befaßte, wuchs und blühte sie, wurde reich und hatte bereits ein paar kleinere Vereine aufgesogen. Seine verdienstvolle Tätigkeit in Gemeindedingen machte ihn bald weit über die Grenzen der Kusminer Landsmannschaft hinaus

berühmt. Alle möglichen „Societies" waren bemüht, Onkel Moses für größere Unternehmungen zum allgemeinen Wohl zu interessieren. Onkel Moses wurde Vizepräsident eines Altersheims, Kassierer einer Talmud-Thora und Direktor eines kleinen Spitals — sein Ruhm als Philanthrop und Mann der Öffentlichkeit wuchs in der ganzen Stadt.

Die Beziehungen zu der Restaurateursfrau, welche an ihn Ansprüche wegen ihrer Kinder gestellt hatte, hatte Onkel Moses selbstverständlich gänzlich abgebrochen. Er begann, sein Heim zu lieben, hing an seiner Frau und wurde ein durch und durch moralischer Mensch. Er liebte die Reinheit seines Hauses und konnte gar nicht mehr verstehen, wie er einmal hatte anders leben können; wenn er seines früheren Lebens gedachte, so schüttelte er sich wie in der Erinnerung an einen bösen Traum. Ja, Onkel Moses begann seinen Angestellten und allen seinen Landsleuten Moral zu predigen. Allmählich wurde er eine Art Richter und Patriarch unter seinen Landsleuten. Sie vertrauten ihm die intimsten Geheimnisse ihres Lebens an und fragten ihn um Rat. Onkel Moses wurde aufgebracht, wenn es Ereignisse unmoralischer Art gab, rief den Schuldigen vor sich und sagte ihm seine Meinung. Er stiftete Frieden zwischen Eheleuten und ermahnte sie, es künftighin zu keinem Zwist mehr kommen zu lassen. Und jeder Frau, der er Moral predigte, sah er tief in die Augen . . .

*

Onkel Moses kam zeitig aus dem Geschäft heim. Er konnte es im Geschäft nicht aushalten, seit Maschas Stunde näher kam. Zu Hause traf er Aaron und Rosa, welche, seit Mascha schwanger war, die Herren in Onkel Moses' Hause geworden waren.

Es war geradezu ein Wunder, wie sehr sich das Verhältnis des stets verprügelten Juden zu dem allmächtigen Onkel geändert hatte, seit seine Tochter dessen Frau geworden war. Der ehemalige Arbeiter hatte nicht nur jede Furcht und jeden Respekt vor dem Hausherrn verloren, sondern Aaron fühlte sich bald mehr Herr im Hause, als der Onkel selbst. Und über Rosa war in diesem Punkte gar nicht erst zu reden. Seit ihre Maschenka den Onkel geheiratet hatte und seit ihre Maschenka in andere Umstände gekommen war, fühlte sie sich nicht nur als Herrin im Hause, sondern begann sich auch in geschäftliche Angelegenheiten einzumischen und wurde ein sehr wichtiger Faktor in dem diplomatischen Korps im Geschäfte des Onkels. Noch ehe Onkel Moses Zeit gefunden hatte, sich niederzusetzen und nach Mascha zu fragen, begann Rosa bereits ihr beliebtes Thema, mit welchem sie in der letzten Zeit den Onkel unaufhörlich belästigte:

„Der Schnorrer ist wieder dagewesen, der galizische Schmierfink. Er hat nach dir gefragt. Ich verstehe nicht, Moses, warum muß der gerade Hausverwalter sein? Was ist das, bist du denn mit ihm verheiratet? Oder hast du dich mit ihm verschwägert, daß du ihn bei dir halten mußt?"

„Schwiegermutter, lassen Sie mich in Ruhe. Was

macht Mascha? Hat sie etwas gegessen? Ist Doktor Goldstein hier gewesen? Ich wünsche, daß er jeden Tag kommt. Haben Sie gehört, Schwiegermutter — jeden Tag!"

„Schwiegervater," Onkel Moses wendete sich zu Aaron, „rufen Sie ihn an, den Doktor."

„Wozu brauchen wir den Doktor? Sei nicht närrisch, Moses. Mascha geht es gut, quäle sie nicht mit Doktoren. Doktor Goldstein wird schon kommen, wenn man ihn braucht."

„Nein, ich will, daß er jeden Tag herkommt", sprach der Onkel halb zu sich und ging auf den Fußspitzen die Treppen empor, wo sich das Schlafzimmer befand.

Doch bald blieb er mit freudiger Miene auf der Treppe stehen und stammelte in freudigem Schreck:

„Langsam, Mascha, please, lauf nicht". Ohne es zu wollen, breitete der Onkel unruhig die Arme aus, als wäre er bereit für jeden Zufall.

Mascha kam die Treppe hinab. Sie war nicht so vorsichtig, wie es der Onkel wünschte. Seinen fragenden, freudigen Blick beantwortete sie nicht. Ohne ihn anzusehen, ging sie weiter ins Eßzimmer ihrer Eltern.

Onkel Moses ging ihr nach und sprach hinter ihr her:

„Mascha, mein Kind, wie geht es dir heute? Ich habe Doktor Goldstein rufen lassen."

„Ich brauche keinen Doktor. Papa, setz' dich doch hin!"

‚Liebste Mascha, wie befindest du dich?"

„Please, quäle mich nicht!" Ein Blick traf ihren Mann. „Setz' dich hin!" Gehorsam setzte sich der Onkel.

Auch Mascha hatte sich geändert, seit sie geheiratet hatte. Der Onkel schien ihre ganze mädchenhafte Zärtlichkeit ausgesogen und ihr etwas von seiner männlichen Brutalität eingehaucht zu haben; dies war an ihrer beider Gesichtern zu erkennen. Ebenso wie in des Onkels Gesicht menschliche Hilflosigkeit strahlte, so war in dieser Zeit in Maschas Gesicht die mädchenhafte Zärtlichkeit gänzlich erloschen. Sie war stärker und voller geworden wie eine schöne reife Frucht; doch ihre Augen blickten schreckhaft, als hätte sie Angst vor etwas, das in ihr entstand; ihr Gesicht aber schien bereit zum Schutze ihrer selbst. Ihre große, starke Erscheinung und ihr entschiedener Blick drückten Herrschsucht aus.

Die Schwangerschaft vertiefte und verstärkte noch das Herrische ihres Charakters, den Ausdruck einer schwangeren Stammesmutter, welche weiß, daß sie Leben auf die Welt bringt.

Onkel Moses hatte, seit sie schwanger war, Ehrfurcht und Achtung vor ihr, wie vor etwas Religiös-Geheimnisvollem, Mysteriösem. Ein unbegreiflich zärtliches Gefühl gegen sein eigenes Fleisch und Blut, gegen sein zweites Ich hatte ihn ergriffen, welches in tiefer Verborgenheit in dem Mädchen lag, das sie in sich barg und dem sie Leben schenkte; aber auch eine geradezu religiös-mystische Furcht vor dem, was jetzt in Mascha vorging, vor dem Unverständlichen, Unbewußten, das in ihr ent-

stand, vor dem Wunder Gottes, der durch sie Leben schuf.

Das hatte Onkel Moses schwach gemacht und ihn untertänig zu ihren Füßen gezwungen. Das und noch etwas.

Onkel Moses hatte eine große Sehnsucht nach Reinheit, seit er Mascha geheiratet hatte. Es war, als hätte er sich von allen häßlichen Empfindungen gereinigt, die ihm aus seinem früheren Leben geblieben waren. Und Mascha, die junge, unschuldige Mascha, welche er erzogen und zu seiner Frau gemacht hatte, Mascha, war für ihn das Symbol der Reinheit. In ihr hatte er sich von seinem ganzen häßlichen und sündhaften Leben gereinigt. Nicht nur sie selbst, auch das Zimmer, in welchem sie wohnte, die Gegenstände, welche sie berührte, die Kleider, welche sie trug, sie erweckten in ihm die Empfindung der Reinheit. Diese Berührung mit der Reinheit hatte ihn angesteckt; er war erpicht auf Sauberkeit und hatte Sehnsucht danach. Das war es, was ihn zu Maschas Diener, was ihn schwach und menschlich machte.

Ein ganz anderer Trieb jagte Mascha. Auch sie war mit etwas in Berührung gekommen — doch die Folgen waren ganz andere.

2

SCHWERE TAGE

Jede Berührung, jede gewaltsam abgerungene Zärtlichkeit, rief bei ihr zunächst Ekel und dann Gleichgültigkeit hervor.

Sie tat alles, was von ihr verlangt wurde, weil es ihr schien, als habe sie damals, als sie zum Onkel gegangen und ihn gebeten hatte, sie zu heiraten, sich mit allem einverstanden erklärt; und sie hielt sich für ein Opfer. In der ersten Zeit nach ihrer Hochzeit lag noch ein stiller Leidensschein auf ihr — der Schein eines Opfers, der sie edel und schön machte. Doch der Onkel zerriß nach und nach diesen Heiligenschein und verlöschte ihn.

Er weckte ihre Sinnlichkeit. Doch Dr. Goldsteins elektrische Maschinen, welche Onkel Moses' träges Blut wärmten und erfrischten (der Onkel gebrauchte sie insgeheim), waren nicht imstande, den Onkel jung zu machen. So weckte er sie aus ihrem Mädchentraum und war nicht imstande, ihr einen andern, einen Wahrtraum zu schaffen . . . Sie war wie eine Braut auf einer Hochzeit, auf der der Bräutigam fehlt . . . Wie ein junger, frischer Sprößling unter einer Glasglocke, dessen Erde gedüngt und dessen Wurzeln gewärmt werden, doch dessen Zweige durch das Glas beengt sind . . .

Durch jede Berührung, durch jede ihrer Zärtlichkeiten machte sie ihn edler und schöner, pflanzte sie in ihm neue Sehnsucht nach dem Leben ein, doch

sie selbst wurde häßlicher und rauher. Wie der Pharao, welcher bei Nacht in Kinderblut badet, ging der Onkel bei Tag gut, freundlich, strahlend und lächelnd umher, besser zu den Menschen und zu Gott. Sein Herz, welches mit dem Kinderblut genährt war, das er des Nachts getrunken hatte, wurde weicher, fühlender und menschlicher ... So nährte Mascha Nacht für Nacht mit ihrer Mädchenunschuld und ihrem Jugendadel tropfenweise einen fremden, alten, dürren Dorn. Der Dorn begann zu blühen, und sie selbst verdorrte ...

In der ersten Zeit empfand sie Scham. Sie meinte, alle wüßten es, alle sähen ihre Mädchengeheimnisse, welche der Onkel enthüllt hatte, und sie lägen nackt und bloß vor der ganzen Welt — daher schloß sie sich tagelang in ihrem Zimmer ein, verschloß sich vor den Menschen, schämte sich, in den Spiegel zu schauen, ihr eigenes Antlitz anzusehen, ihre eigene Schwester zu sehen.

Dann ergriff sie Sehnsucht nach ihren Mädchenjahren. Sie liebte es, sich mädchenhaft zu kleiden wie zu der Zeit, da sie noch in der Pension gewesen war, und erinnerte sich an den kleinsten Umstand, der sich ereignet hatte, als sie noch ein Mädchen war. Die Gespräche mit ihren Freundinnen, ihr Spiel mit Charlie und ihr Spott über ihn — jede Kleinigkeit rief bei ihr unendlich viele angenehme Erinnerungen hervor. Sie schloß sich ganze Tage lang ein, zog ihre Schulbücher und Schulhefte, die sie als Andenken behalten hatte, alte Briefe, die sie einmal von Freundinnen bekommen hatte, Geburts-

tagsgeschenke, Souvenirs und anderes unschuldiges Spielzeug hervor und füllte damit ihre leeren, sehnsuchtsvollen Tage aus.

Oft dachte sie an Charlie und versuchte sich in ihrer Phantasie vorzustellen, was geschehen wäre, wenn sie den Onkel nicht geheiratet hätte. Ein ganz anderes Leben stieg vor ihr auf. Sie sieht sich als Arbeitsmädchen, als Stenographin in einem Bureau sitzen und acht Stunden am Tag arbeiten, sieht sich Charlie helfen, damit er die Universität weiter besuchen könne. Und jeden Abend wartet er auf sie vor dem Bureau, sie beide gehen in einen billigen Lunchroom essen, gehen zusammen spazieren, zu einer Vorlesung oder in eine Bibliothek. Wenn sie etwas einkaufen will, treffen sie sich am Samstag nachmittags vor einem großen Warenhaus. Sie hat ihr Gehalt bekommen, und nun suchen sie beide ein Kleid für sie aus; Charlie muß sagen, wie es ihm gefällt, sie zieht das Kleid sofort an, Charlie den neuen Überzieher, und sie gehen zusammen zu einer Matinee . . .

Dann wurde ihr das Leben langweilig. Bei Tag, wenn der Onkel nicht da war, füllte sie die Stunden mit Träumen aus — doch die Abende waren für sie furchtbar. Sie war der porzellanen Hunde und Katzen und des abgeschmackten, geschliffenen Glases überdrüssig, das aus allen Winkeln glänzte, stumm war, nichts sagen konnte, jeden Tag sich gleich blieb und sich nie veränderte. Jeden Abend dieselben Zimmer, dieselben Lampen und derselbe Onkel! Dasselbe Lächeln, dasselbe „Mascha, dear darling". Die Lange-

weile zusammen mit dem alten Onkel war unerträglich. Mascha bekam jeden Abend Kopfschmerzen vor Langerweile — wie man sie in schlechter Luft bekommt . . . Jeden Abend dasselbe: das blöde Essen, zwecklos und unnötig — hier und da Kino, so oft dieselben freud- und lustlosen Eltern, welche durch übertriebene Güte und Untertänigkeit lästig fallen. Die Mutter treibt Politik mit den Angestellten im Geschäft und den Landsleuten der Familie, und der Onkel und der Vater erzählen einander gemeine Witze. Und dann die beschämenden und schmachtenden Nächte, beschämend durch künstlich geweckte Begierde und beleidigend durch ohnmächtiges Verlangen, wobei sie das Gefühl hat, als wäre sie von leblosen Strahlen aus einem kalten Glas gewärmt, als wäre sie ein junges, starkes Füllen, welches mit papierenem Gras gefüttert wird . . .

Oftmals kam Sam an den Abenden zu Besuch. Er verfolgte Mascha schon lange mit seinen stumm beredten Blicken, und als das Leben ihr langweilig wurde, begann sie seine stummbettelnden Blicke zu beachten. Sams Gesicht glich dem des Onkels, doch es war jünger und kräftiger, die Nasenflügel bebten, und die Unterlippe zitterte vor Kraft und Frische. Er war der Onkel, nur jünger und brutaler, sprach viel, lachte viel an den Abenden und zeigte die starken, weißen Zähne, welche zwischen den Lippen hervorlugten. Und manchmal kam es Mascha wirklich so vor, als stände der Onkel vor ihr, nur jünger und brutaler . . . Sam befolgte den Rat seines Vetters Manes: „Mach' dich an die junge Frau heran;

was du beim Alten nicht hast erreichen können, das wirst durch sie erreichen . . ." Und so oft er Gelegenheit dazu hatte, erwies er Mascha Aufmerksamkeiten. Erst geschah es aus Anhänglichkeit ans Geschäft. Doch als er begann, sie näher zu betrachten, als er ihre Stille und ihr leidendes Schweigen bemerkte, da rührte ihn etwas. Er verliebte sich in sie. Ihr zu Liebe löste er die Verlobung, welche er aus Geschäftsrücksichten eingegangen war. Seine Empfindung zu Mascha beeinflußte sein Benehmen. Er schwieg und wagte mit keinem Wort, mit keiner Bewegung, sie zu beleidigen oder seiner Empfindung Ausdruck zu geben. Er war viel mit ihr allein, begleitete sie oft vom Geschäft heim und verbrachte mit ihr die Abende, wenn der Onkel mit seinen Versammlungen und Vereinen beschäftigt war. Er vertraute ihr alle seine Pläne an und fragte sie um Rat wegen seiner Verlobung. Das brachte sie ihm näher. Und Sam wurde ihr ein wahrer, ergebener Freund. Sein Gefühl für sie wurde so stark, daß der Bursche bereit war, alles für sie zu tun. Ihr zuliebe änderte er sein Benehmen. Es wurde anständiger und besser. Da er sich vor ihr im besten Lichte zeigen wollte und nicht wußte, wie er dies tun konnte, begann er einen deutschen Tempel zu besuchen. Er vermeinte, damit würde er Mascha gefallen. Er lernte englisch schreiben und begann sogar Bücher zu lesen. Auch seine Art, sich zu kleiden, änderte sich. Sam erwies Mascha stille, ergebene Treue, und diese Treue machte ihn edler und besser.

3

MASCHA SCHENKT DEM ONKEL EINEN ERBEN

Im Hause herrschte Stille. Die Hausmädchen gingen auf Zehenspitzen umher, als wäre ein Toter im Hause. Nur von ferne, aus einem am äußersten Ende der Villa gelegenen Zimmer drang unterdrückte Bewegung. Eine Tür ging auf und zu, ein Instrument klirrte, ein kurzer Befehl wurde leise gegeben, und Tritte gingen still und behutsam.

Im Salon, welcher selten benutzt wurde und durch die Kälte des Unbewohntseins einen unheimlichen Eindruck machte, ging der Onkel ruhelos auf und ab, biß die Nägel vor Ungeduld, und sein Gesicht war bleich und verzerrt von einigen schlaflosen Nächten. Seine Augen leuchteten in Furcht und Hoffnung. Er biß sich in die Finger und murmelte vor sich hin:

„Vater, Mutter — Gott — hilf mir — ich will alles tun, alles, alles — nur hilf mir — laß sie nicht leiden, Vater — laß sie nicht leiden, es ist doch zum Erbarmen — oh, oh."

Im nächsten Zimmer gingen Schritte, jemand lief durch, der Onkel stürzte hin.

„Was gibt es, Schwiegermutter? Was?"

„Gott hilft, Moische, Gott hilft — schweig! Der Doktor ist drinnen."

„O Gott, hab' Erbarmen! — Vater, einziger Vater!"

In einer einzigen Minute flog sein ganzes Leben an

ihm vorüber. Er erinnerte sich an alles, was er getan hatte; es war ihm, als stünde jemand hinter ihm und lasse ihn nicht zu seinem Lebensziel kommen, lasse ihn nicht das werden, was er wollte. Erst jetzt hatte er klar empfunden, wovon er vorher gar nichts gewußt hatte.

Die ganze Zeit hindurch, da Onkel Moses vorwärts gekommen war, hatte er nach einem besseren Leben Sehnsucht gehabt, doch irgend jemand hatte ihn nicht dazu kommen lassen; und jetzt, da er sich schon in dem neuen Leben fand, da das kommen sollte, worauf er so lange gehofft hatte — ein Kind, sein eigenes Kind, in Reinheit geboren, das er nicht der Welt würde verbergen müssen — da sein eigenes Ich neu und jung noch einmal geboren werden sollte und seinem ganzen früheren Leben Sinn und Inhalt geben sollte — jetzt, da der Augenblick gekommen war, hatte er Furcht, irgend jemand würde das Kommen dieses Augenblicks hindern, es würde ein Unglück geschehen.

„Nein, Vater im Himmel — du wirst mir vergeben — ich will alles tun — anders, ganz anders leben — laß mich, Vater im Himmel, laß mich — hilf mir, hilf mir!"

Mit jeder Stunde, um die Maschas Entbindung länger dauerte, wurde ihm immer klarer, was Mascha und das Neugeborene für ihn bedeuteten. Er empfand: nicht ein fremdes Leben, sondern sein eigenes Leben wurde dort hinter den verschlossenen Türen geboren oder getötet. Sein langes Leben in der Vergangenheit und sein weiteres Leben in der

Zukunft — alles, was nach ihm kommen sollte, das lag in Maschas Schoß und wurde jetzt dort erschaffen oder getötet. Von Stunde zu Stunde läuterte sich der schwerfälligeOnkel immer mehr und reinigte sich von seinem sündigen Leben, geadelt durch die Sehnsucht nach Reinheit. In Maschas Stöhnen hörte er die Stimme seiner eigenen Seele, die sich jetzt in Peinqualen läuterte. Süß war der Schmerz, den das Stöhnen ihm schuf. Er erinnerte sich seiner Kinderjahre, sah das gequälte Gesicht seiner Mutter vor sich und den Sabbatabend. Alles um ihn war so wie einst am Sabbatabend. Nein, wie am Vorabend des Jom-Kippur, einmal, einmal, in der alten Heimat, da er noch klein gewesen war; alles stand ihm vor Augen — das große Jahrzeitlicht, in einem Messinggefäß in Sand gesteckt, steht auf dem weiß gedeckten Tisch; die Mutter in einer weißen Haube spricht den Lichtersegen und weint; er selbst in einem neuen Anzug, den ihm der Vater bei einem Krämer gekauft hat, steht in einem Winkel des Zimmers, das große Gebetbuch in der Hand, und schämt sich vor der weißen Haube der Mutter und vor der Mutter Tränen, denn er hat heute gelbe Rüben aus dem Felde gezogen und Äpfel gestohlen, am Vorabend des Jom-Kippur Äpfel aus einem Schrank gestohlen — und die Mutter spricht den Segen über das große Jom-Kippur-Licht.

Dieselbe Empfindung hatte er auch jetzt — Maschas Reinheit, ihr Stöhnen, ihre Qual — und er hat Äpfel gestohlen . . .

Schritte, Geräusch hinter der Tür — er fährt

auf — läuft hinaus — Dr. Goldstein in einem weißen Mantel mit aufgeschürzten Ärmeln eilt ihm entgegen, hinter ihm die Schwiegermutter.

„Maseltow, Moische! — Maseltow, ein Junge, ein Junge!"

„Doktor, ja? Doktor . . ."

„Yes, yes, Mr. Melnik — Maseltow! Everything is all right. She is all right."

„Doctor dear!" Der Onkel hüpft wie ein Kind die Treppe empor.

„Einen Augenblick noch, Mr. Melnik, lassen Sie sie allein — wir werden bald hineingehen."

„Doctor dear! — Ich werde es Ihnen nie vergessen — nie, keinen Augenblick — und wie geht es ihr und ihm?"

„She is all right und das Baby is all right. Was habe ich Ihnen gesagt, Mr. Melnik, Sie erinnern sich doch?" Der Doktor sah ihm mit einem lustigen, kurzen Lachen ins Gesicht.

„Ich werde für Sie etwas tun, daß die ganze Stadt Augen und Ohren aufreißen soll — Sie werden sehen, Doktor."

„All right, Mr. Melnik! Wir werden sehen!"

Der Onkel hörte den Doktor nicht mehr. Er lief aus dem Saal. Im Speisezimmer fiel ihm Aaron Melnik mit Weinen und Küssen um den Hals. Ein halbes Dutzend Tanten, Vettern, Basen, Verwandte und Landsleute umringten ihn mit freudigem Geschrei: „Maseltow, Maseltow, ein Junge!" Mühsam riß er sich von ihnen los und eilte mit leichten, vorsichtigen Schritten zu den Schlafzimmern empor.

An Maschas Tür fand er Sam. Der Bursche stand an der Tür, zitternd und bleich, und die Tränen rannen über seine Wangen.

„Sam, du bist hier, Sam, my boy — I am happy, your uncle is happy, Sam, happy."

Sam antwortete nicht und sah ihn nicht an. Er stand wie angewurzelt und zitterte. Seine Nasenflügel bebten heftig, die Lippen waren böse aufeinandergepreßt, und die Tränen rannen in vielen Tropfen über seine Wangen.

Der Onkel faßte leise die Türklinke, um zu öffnen. Doch die Tür war verschlossen.

„Geh nicht hinein, Onkel, geh nicht, sie ist müde, sie schläft, Onkel, sie schläft." Sam hielt ihn zurück. „Sam, my dear boy — ich bin glücklich, ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt. Ich werde alle glücklich machen. Sam, ich weiß, was du mir bist, ich werde dich zu meinem Kompagnon machen, Sam, ich liebe dich wie ein Vater." Damit fiel der Onkel Sam um den Hals und küßte ihn.

Leise ging die Tür auf, und die Schwiegermutter trat heraus.

„Schwiegermutter, was macht sie?"

„Pst, sie schläft, sie ist müde."

„Ich möchte es sehen, einen Augenblick nur . . ."

Vorsichtig öffnete die Mutter die Tür, und der Onkel trat auf den Fußspitzen ein.

Er blieb bei der Tür stehen. Auf dem Bett lag Mascha, und ein bleicher, müder Glanz ging von ihr aus; der Onkel sah sie an und wagte nicht, näherzutreten, als läge dort sein Heiligtum. Mascha blickte

ihn nicht an; ihre Augen starrten unbeweglich auf einen Punkt. Der Onkel zitterte am ganzen Leib und ging mit leisen Schritten näher zum Bett hin, beugte sich nieder und küßte die Seidendecke, welche Mascha umhüllte:

„Mascha — mein, meine — meine Mutter!" Maschas Wangen wurden von einer zarten Röte überhaucht, als wäre sie ein kleines Kind, das sich schämt.

Neben Maschas Bett stand die neue Wiege; die Mutter schlug die Seidendecke zurück, und der Onkel sah etwas Rotes, Unförmiges, Erhitztes. Er warf sich zu Boden, vergrub den Kopf in die Decke und weinte.

Sam, welcher in der offenen Tür stehengeblieben war, ging nun auch mit leisen Schritten näher, blieb zu Häupten des Onkels stehen und schaute in die Wiege . . .

Mascha zog die Seidendecke über ihren Kopf und verbarg ihr Gesicht.

4

DIE MUTTER

Ein schöner Sommertag. Das große Schlafzimmer in Onkel Moses' Villa war von Lichtfluten erfüllt, welche durch die zwei großen, nach der breiten Straße zu gelegenen Fenster hereinströmten. Mascha, eine junge, starke Mutter, badete ihr fünf Monate altes Kind in einem Becken mit lauem

Wasser. Das Kind war in weißbatistene Tücher gehüllt, damit es sich nicht verkühle. Es strampelte im Wasser mit schwerfälligen Bewegungen und schrie, indem es die Augen wie ein alter Mann einkniff. Mascha freute sich und spielte mit dem Kinde, wusch es und goß Wasser auf sein Köpfchen. Ringsumher lag ein Haufen weißer Wäsche, Leintücher, Handtücher, und alles im Zimmer roch nach Reinheit und Mütterlichkeit. Mascha hob das Kind aus der Wanne, hüllte es rasch in faltige, frische Tücher und drückte es an sich, um es zu beruhigen; unermüdlich erfüllte das Knäblein die Stube mit seinem schneidend scharfen Quieken. Mascha lachte und freute sich, weil sie wußte, warum das Kind schrie; spielerisch lachte sie ihm zu:

„Du Fresser, ich weiß, was du willst, ich weiß."

Rasch entblößte sie ihre junge, kernige Brust, doch sie reichte sie nicht sofort dem suchenden Kindermündchen, sondern reizte das Kind wie ein Kind das andere; sie nahm ihre Brust zwischen zwei Finger und spritzte ein paar Tropfen Milch aus der Warze auf das Mäulchen des Kindes; das leckte sie ab und schrie weiter.

„Du Fresser!" Mascha lachte, als sie sah, wie das Kind sein Mündchen nach den Milchtropfen ausstreckte und wie ein unbeholfenes Tierchen die Quelle suchte, durch die ihm Gott seine Nahrung sandte.

Eine Weile ließ sie das Kind suchen. Dem Geruch der Milch nachschnuppernd, fand das Kind endlich den Quell und drückte sein Gesichtchen an

Maschas starke, junge Brust. Es sog an dem Nahrungsquell mit der ganzen kindlichen Kraft, die in dem frischen Mark seiner jungen Knochen lag. Erleichterung überkam die Mutter, als hätte sie jemand im Schlafe geküßt. Und ein bebender Hauch von kindlich-mütterlicher Zärtlichkeit durchzog ihre Glieder ...

So oft Mascha ihr Kind säugte, kamen ihr sonderbare Gedanken; ein unbewußtes Weh durchzog sie, ein Weh und eine Sehnsucht. Sie hatte die Empfindung, daß sie gar nicht geheiratet hatte, daß sie ein Kind hatte und keinen Mann ... und sie hatte Sehnsucht nach einem Mann, der zu ihr träte und leise ihr Haar streichelte, wenn sie da saß und ihr Kind säugte. Ein richtiger Mann sollte es sein, der einzige Vater ihres Kindes. Die Verbindung zwischen ihr und dem Manne sollte treu und tief sein, wie bei jedem jungen Ehepaar. Ihr Kind sollte einen einzigen Vater haben. So oft ihr diese Gedanken kamen, schmerzte sie etwas tief, und verborgen ließ sie ihre Scham aufsteigen, sie glaubte, sie sei verflucht für ewig. Nie, nie würde sie ihrem Kinde einen Vater geben können ...

Sie beneidete jede junge Frau, welche einen Mann hatte. Oft beobachtete sie, wenn sie auf der Hochbahn fuhr, am Sabbatabend einen jungen Vater, der sein Kind auf dem Arm hielt; neben ihm saß seine Frau. Sie fahren gewiß mit den Schwiegereltern nach Down-Town, vermutete sie, und beneidete das abgearbeitete, müde Weib um ihren Mann. Nicht, daß sie einen Mann hatte, sondern daß sie einen

einzigen, richtigen Vater für ihr Kind besaß. Und Sehnsucht erfaßte sie nach einem treuen, reinen Leben, das Bestand und einen festen Grund hätte.

Sie hatte keinen Mann, nur ein Kind; und dem Kinde gab sie ihre mütterliche und ihre weibliche Zärtlichkeit. In dem Kinde fühlte sie wieder jene unbewußte Reinheit, in welcher sie gelebt hatte, als sie ein Mädchen war. In dem Kinde fand sie sich wieder. Sie war keine Frau, sie war ein Mädchen, das Mutter war.

So verbrachte sie denn ihre Zeit nur mit dem Kinde, wollte niemanden sehen, ging nicht aus, hatte kein Bedürfnis nach Gesellschaft, sondern verbarg sich in ihrem Schlafzimmer, wie ein Priester in seinem Tempel. Sie badete und wusch es, kleidete es um und fühlte sich gerettet, wenn sie bei ihrem Kinde war.

Die Tür des Schlafzimmers öffnete sich leise. Mascha merkte nicht, daß der Onkel auf den Fußspitzen eintrat. Er sah von weitem, wie Mascha ihr Kind stillte und blieb einen Augenblick bei der Tür stehen, wie um sein Heiligtum zu betrachten. Ein zitterndes Gefühl durchdrang ihn, so oft er Mascha ihr Kind säugen sah; mit leisen Schritten und zurückgehaltener Freude ging er auf Mascha zu und streichelte ihr Haar.

Mascha fuhr zitternd auf, wie aus tiefem Schlaf geweckt:

„Wer ist da?" rief sie voll Schreck.

„Ich bin es. Warum erschrickst du? So oft ich zum Kinde komme, erschrickst du. In Amerika gibt es keine Diebe, mein Kind."

„Komm nicht herein, wenn ich das Kind stille, please, du erschreckst mich."

„Warum, Kind?" Der Onkel lächelte. „I like it. Ich sehe es gern, wie du das Kind nährst."

„Und ich will nicht, daß du zusiehst. Please, tu mir den Gefallen!"

„Aber warum? You are a little child, wie mein Kind. Ihr beide seid meine zwei kleinen Kinder." Der Onkel umfaßte sie samt dem Kind und tanzte mit ihnen freudig im Zimmer umher.

Mascha wurde traurig, stille Tränen flossen plötzlich aus ihren Augen und fielen auf ihre nackte Brust.

„Was hast du, warum weinst du, so oft ich hereinkomme? Was habe ich dir getan? Warum läßt du mir nicht die Freude, die Gott mir geschenkt hat? Ich habe doch nie in meinem ganzen Leben Freude gehabt. Nur jetzt, im Alter, dich und mein kleines, reines Kind, mein, mein Eigen. Warum weinst du? Warum freust du dich nicht mit mir? Mascha, liebe Mascha, mein großes, großes Glück.

Mascha hob ihre Augen und schaute ihn an. Ihre Augen waren voll Tränen, der große Augapfel war feucht, sie sah ihn an, voll Mitleid für sich und für ihn und schwieg wie ein stummes Tier, dem Gott keine Sprache geschenkt hat und das sein Gefühl durch den Blick ausdrückt.

„Warum schaust du mich so an? Warum sprichst du nicht mit mir? Seit du das Kind bekommen hast, sprichst du nicht mit mir. Warum? Bist du denn nicht glücklich mit dem Kinde? Mascha, dear, sag' es mir doch."

„Ja, ja, ich bin glücklich mit meinem Kinde, niemandem gehört es, nur mir, ich habe gar nichts außer dem Kinde, ich bin glücklich." Immer dichter rannen die Tränen aus ihren Augen.

„Warum weinst du wieder? Warum bist du so traurig, warum nur?"

„Ich weiß es nicht, Moses, ich weiß es nicht, laß mich allein, please, laß mich allein mit meinem Kinde, komm nicht herein zu mir, sieh mich nicht an, laß mich, please!"

„Oh dear child, I know, deine Mutter hat Recht, sie sagt, daß es immer so mit den jungen Müttern geht, wenn sie ihre Kinder säugen. Du bist ja selber noch ein kleines Kind, ein Kind säugt das andere, meine beiden kleinen Kinder!" sagte der Onkel lächelnd.

Im Speisezimmer erklang plötzlich eine Stimme. Mascha wurde bleich.

„Wer ist dort?"

„Es ist Sam. Ja, stell' dir nur vor, Mascha, dein Vetter Charlie ist doch Advokat der Gewerkschaft, mit ihm werden wir über den Streik der Landsleute verhandeln. Weißt du, unsere Landsleute streiken ja, die zweite Woche kommen sie schon nicht zur Arbeit, das alles hat dein Cousin angerichtet. Ich habe es dir immer gesagt, das ist ein gefährlicher, junger Mann, der wird uns noch einmal Unannehmlichkeiten bereiten; jetzt siehst du es, das hat uns ein Landsmann, einer von der Familie angerichtet."

„Geh hinunter, please, geh hinunter, sprich mit ihnen, laß mich allein", bat Mascha den Onkel und

legte das Kind, welches an ihrer Brust eingeschlafen war, in die Wiege.

„Einen Augenblick noch. Ich will nur ein bißchen zusehen, wie es schläft."

„Still, du weckst es sonst auf."

„Schön, ich gehe schon." Der Onkel ging mit leisen Schritten.

Mascha verschloß die Tür hinter ihm.

Kurze Zeit später klopfte es:

„Still. Wer ist dort?"

„Öffne, Mascha, mein Kind." Es war die Stimme der Mutter. „Warum schließt du dich ein? Es wird dich niemand stehlen."

„Nun, was sagst du? Diese Schnorrer, ha, die Verwandtschaft! Das ernährt man für seine sauer verdienten Groschen. Wenn das eine Tochter verheiraten mußte, die Aussteuer beschaffen, Frau und Kinder nach Amerika bringen, da ist alles zum Onkel gekommen; natürlich, wenn das etwas gebraucht hat, ist es gleich zu uns gekommen. Wir haben dem Pack geholfen, ihnen zu essen gegeben, und jetzt streiken sie. Da hast du es, Amerika! Und wer? Der Sohn der Schnorrerin, Charlie, der ist ja ein ganzer General bei der Gewerkschaft geworden. Hast du so etwas schon gehört?"

„Mama, was ist geschehen?"

„Hast du denn nichts gehört? Die Landsleute streiken doch, sie kommen nicht zur Arbeit, und Charlie ist ihr Führer."

Während dieses Gesprächs schob sich ein Kopf in die Tür. Mutter und Tochter erkannten Sams

bleiches, energisches Gesicht mit den erschrockenen bittenden Augen.

„Mama, schließ die Tür", rief Mascha erbleichend.

„Wohin die Schnorrer überall kriechen, das Geschäft genügt ihnen nicht, da kriechen sie noch in das Schlafzimmer." Die Mutter warf Sam die Tür vor der Nase zu . . .

5

DER STREIK DER LANDSLEUTE

Ein Wunder war geschehen! Die Landsleute von Kusmin, Onkel Moses' Verwandtschaft, waren in den Streik getreten. Zuerst begriff der Onkel gar nicht, was geschehen war. Als er sah, wie die Landsleute mitten am Tage sich erhoben, die Arbeit hinlegten und die Werkstätte verließen, glaubte er, ein Unglück sei geschehen.

„Was ist geschehen? Wohin geht ihr?"

Die Landsleute stahlen sich aus der Werkstätte wie Diebe und schämten sich, dem Onkel in die Augen zu sehen. Einer nach dem andern schlichen sie fort. Der Onkel hielt Schloime den Botengänger an, der ein guter Bekannter aus der Heimat war.

„Schloime, wohin gehst du?"

„Ich weiß nicht. Ich habe Auftrag zu gehen, also gehe ich."

„Was bin ich eigentlich, bin ich ein Fremder?" schrie der Onkel. „Bei mir wird gestreikt? Für all das Gute, was ich euch getan habe? Das Geschäft

wird doch nur euch zuliebe erhalten, und bei mir wird gestreikt! Gut, gut, ich will ihnen schon zeigen, was streiken heißt."

Ohne zu antworten, verließen die Landsleute die Werkstätte und versammelten sich in der Chewra Ansche-Kusmin, in derselben Schul', deren Vorsteher der Onkel war.

Es hatte lange gedauert, bis es der Schneidergewerkschaft gelungen war, Onkel Moses' Werkstätte zu organisieren. So lange der Onkel der „inside man" war, waren alle Versuche erfolglos. Die Landsleute vermochten nicht, sich gegen den Onkel zu erheben, sie konnten sich gar nicht vorstellen, wie sie imstande wären, dem Onkel etwas Schlechtes anzutun. „Er ist doch unser Brotgeber", antworteten sie auf alle Einwände. Doch als Sam nach der Heirat des Onkels ihr Herr geworden war, seit Sam sie seine Hand fühlen ließ, wuchs die Unzufriedenheit immer mehr und schuf eine Kluft zwischen den Landsleuten und dem Onkel. So gelang es Charlie und einigen professionellen Agitatoren der Gewerkschaft endlich, heimlich die Werkstätte des Onkels zu organisieren, insgeheim einen Landsmann nach dem andern zu gewinnen, bis endlich ganz unerwartet für den Onkel und seine Getreuen der Streik ausbrach.

Anfangs war Kusmin sehr kampfesfreudig. Als es sich darum handelte, Streikposten vor der Werkstätte des Onkels aufzustellen, rissen sich alle um dieses Amt. Erwählt wurden dazu Schloime der Botengänger, Jossel der Fuhrmann und ein paar

Juden, die früher Fischer und Flößer gewesen waren, Leute, die imstande waren, auch selbst zuzuschlagen, wenn es notwendig war. Sie steckten Brot und gesottene Kartoffeln in die Taschen und bezogen Schlag sechs Uhr früh ihren Posten vor der Werkstätte des Onkels. Dort standen sie und wachten.

Ein paarmal kam der Onkel auf sie zu und versuchte mit ihnen zu verhandeln:

„Was soll das Herumstehen hier für einen Zweck haben?"

„Wir wissen es nicht. Wir haben Auftrag zu stehen, so stehen wir", antworteten die Juden.

„Aber was wollt ihr? Laßt mich doch hören, was ihr wollt."

„Wir wissen gar nichts. Das macht alles Charlie. Wir sind einfache Soldaten, wir haben Befehl hier zu stehen, also stehen wir", antworteten die Juden im Soldatenton, dessen sie sich noch von der Zeit her erinnerten, da sie daheim beim Militär Wache gestanden hatten.

„Was, hat euch Charlie nach Amerika gebracht? Hat euch Charlie Arbeit verschafft, Brot gegeben? Geht also das ganze Jahr auch zu Charlie, all right!"

„So ist es befohlen."

„Warum steht der Onkel hier und diskutiert mit ihnen? Wer sind sie denn? Onkel, herein!" Sam zog ihn beim Ärmel, mit jener Frechheit, die er sich dem Onkel gegenüber angewöhnt hatte, seit Mascha das Kind geboren hatte.

„Laß mich, ich will mit ihnen sprechen."

„Onkel," schrie Sam, „ich wünsche, daß der Onkel hineingeht. Mit ihnen darf nicht gesprochen werden, es gibt keine Verwandschaft, es gibt keine Landsleute. Mir kommt kein Verwandter mehr über die Schwelle."

„Alles macht Charlie. Wir wissen gar nichts", antworteten die Landsleute.

Charlie war der Abgott; Charlie kam jeden Abend in die Chewra Ansche-Kusmin und hielt Reden vor den Landsleuten; Charlie brachte andere Redner mit; Charlie lief zu den Zeitungen; Charlie trieb Geld auf; Charlie war der zweite Moses, der gekommen war, die Landsleute von Onkel Moses, dem Pharao von Ägypten, zu erlösen.

In der Chewra Schulchan-Aruch Ansche-Kusmin waren die streikenden Landsleute versammelt. Kusmin ruhte, und es ging zu wie in der alten Heimat an den Halbfeiertagen. Es ist nicht Sabbat, und es ist kein Feiertag — es ist ein Wochentag, und es wird nicht gearbeitet. Daran war Kusmin nicht gewöhnt. Der Streik dauerte bereits acht Tage. Der erste Enthusiasmus war verflogen, und Kusmin verspürte bereits Sehnsucht nach der Werkstätte. Hunger verspürte noch keiner, jeder hatte, seit die Organisierung erfolgt war, für den Streik etwas zur Seite gelegt, und etwas hatte auch die Gewerkschaft mit Mühe zusammengebracht. Doch Kusmin konnte nicht müßig gehen. Die Überlegung ließ ihnen keine Ruhe, der „Zweck" bohrte im Gehirn und nagte am Herzen wie ein Wurm.

„Was soll der Müßiggang für einen Zweck haben?" fragte einer leise den andern.

„Und was für einen Zweck erfüllst du beim Onkel in der Werkstätte? Das trockene Stückchen Brot — das ist der Zweck."

„Na, ja, vielleicht, schließlich ist es Auftrag der Gemeinde, und die Gemeinde weiß, was sie tut."

Doch Kusmin blieb inzwischen nicht müßig. Der eine bereitete sich während dieser Zeit ein Plätzchen in der andern Welt vor, indem er einen Tag lang Psalmen aufsagte, ein anderer, der mehr gelernt hatte, studierte ein wenig die Mischna; die ganz Ungebildeten machten ein Spielchen bei der Tür der Schul', und die Älteren machten ihnen Vorwürfe: „An einem heiligen Ort!" Die Jüngeren antworteten darauf: „Es ist ein Streiklokal."

Kusmin ging frank und frei umher und hatte nichts zu tun; Kusmin lernte in dieser Zeit Frau und Kinder näher kennen, für die die Männer, wenn sie arbeiteten, keine Zeit hatten; Kusmin ging in dieser Zeit spazieren, beschäftigte sich mit der Hauswirtschaft, flickte die eigenen Kleider, aber Kusmin war nicht zufrieden.

„Um Gottes willen, Josef, warum dauert das so lange? Was soll das für einen Zweck haben?"

Charlies Popularität bei den Landsleuten von Kusmin begann allmählich zu erblassen. Je länger der Streik dauerte, ohne daß ein Resultat zu sehen war, desto stärker begannen die Landsleute von Kusmin, wie einstmals ihre Vorfahren in der Wüste, gegen Charlie zu murren:

„Was wird das Ende sein? Alte Leute lassen sich von einem Burschen führen; wir sehen gut aus!"

Inzwischen war Sam auch nicht untätig. Er berief einen Familienrat ein, ließ den Vetter Manes holen, welcher bekanntlich Demokrat war, und den Polizeikommissar, mit dem Manes auf gutem Fuß stand, und pflog mit ihnen Rats. Die nächsten Verwandten wurden zusammenberufen und heimlich zu den Landsleuten in ihre Wohnungen geschickt. Zuerst ging man zu den Bekannten aus der Heimat, denen der Onkel die meisten Wohltaten erwiesen hatte, und führte mit ihnen ein Gespräch:

„Was verspricht euch der Charlie? Wird er für euch eine Werkstatt eröffnen? Nun, wir wollen ja sehen. Warum zeigt er nicht seine Kunst? Warum läßt er euch hungern, wenn er euch von der Arbeit weggeschleppt hat, warum gibt er euch keine Gelegenheit, etwas zu verdienen? Er hat zu essen, er hat sein Gehalt bei der Gewerkschaft. Warum streikt er nicht? Er streikt nicht, und euch befiehlt er zu streiken."

Die letzten Worte überzeugten. Es dauerte nicht lange, da war es Sam zusammen mit seinem Vetter Manes gelungen, einen Teil der Landsleute zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Nicht der Hunger und nicht die Not hatten den Sieg davongetragen, sondern nur der Umstand, daß Kusmin nicht müßig gehen konnte, nicht gewohnt war, nichts zu tun zu haben, und nach der Werkstätte Sehnsucht hatte.

Als Charlie am nächsten Morgen in die Chewra

Schulchan-Aruch Ansche-Kusmin kam, traf er dort einen Haufen Frauen der streikenden Landsleute. Kaum sahen sie ihn, so stürzten sie auf ihn los, und Chane Rosa, die Frau des Botengängers Schloimele, begann als Wortführerin aller:

„Ich bitte dich, wer hat dich gebeten, dich unser anzunehmen? Wenn du etwas mit dem Onkel hast wegen einer Heirat, wegen eines Mädels, das er dir weggeschnappt hat — müssen wir dann darunter leiden und mitsamt unsern Kindern Hungers sterben? Wieviel hast du dafür bekommen?"

„Wofür?"

„Damit du sie, die alten Narren, verführst."

„Nein, frag' ihn lieber, warum er nicht streikt? Uns befiehlt er zu streiken. Warum streikt er nicht?" schrie eine andere aus der Schar.

„Wo soll ich streiken?"

„Warum streikst du nicht bei der Gewerkschaft? Warum läßt du uns streiken?"

„Aber, ich habe doch keinen Anlaß zu streiken, ich arbeite doch bei niemandem. Ich arbeite doch für mich selbst. Bei wem soll ich streiken?" fragte Charlie lachend.

„Da hörst du's, er selber streikt nicht, uns läßt er streiken."

„Wozu redet ihr eigentlich mit ihm? Wer ist er denn überhaupt, daß er es wagt, dem Onkel entgegenzutreten? Und wir alten Leute lassen uns von so einem Rotzbuben, von so einem Jungen verführen!"

„Kommt, Juden, kommt. Wir müssen dem Onkel die Hände küssen, wenn er uns überhaupt zurücknimmt. Hat man so etwas schon gehört?"

Damit wollten die Landsleute von Kusmin die Chewra verlassen. Charlie stand mitten in einer fremden Welt — er wußte nicht, was er ihnen antworten sollte. Wohl versuchte er, von Durchhalten zu sprechen, von besserem Leben, von gerechter Ordnung, doch die Juden hörten ihm nicht zu und lachten hinter seinem Rücken. Eine Frau rief ihm zu:

„Du sorge nur erst für dich, damit du nicht mit vertretenen Absätzen herumläufst und einem abgescheuerten Hintern, dann kannst du die Welt versorgen. So sehen die Leute aus, die mich versorgen wollen . . ."

Charlie war verzweifelt. Seit er in der Arbeiterorganisation tätig war, war es sein Ehrgeiz, Onkel Moses' Werkstätte zu organisieren, die Werkstätte, in welcher sein Vater, seine Verwandten und alle seine Landsleute Sklaven waren. Er hielt es für seine Pflicht, im Interesse Amerikas, im Interesse der Arbeiterbewegung, gerade als Sohn seines Vaters, Onkel Moses' Werkstätte zu organisieren. Und mit einem Male mußte er sehen, wie die ganze Arbeit zunichte wurde. Er versuchte, alle seine Rednerkünste spielen zu lassen, seine Ideen und Überzeugungen ins Treffen zu führen, und sprach zu Kusmin über die große Verbrüderung, der es sich anschloß, indem es der Gemeinschaft der arbeitenden Welt beitrat. Doch Kusmin sah ihn spöttisch

und mitleidig an. Es überließ ihm die Verbrüderung, denn es hatte Angst um sein Stückchen Brot.

In diesem Augenblick erhob sich Reb Aaron Schachliner. Reb Aaron Schachliner war ein Jugendfreund von Charlies Vater in der Heimat gewesen. Beide hatten demselben chassidischen Stübel angehört, und als Charlies Vater heimfuhr, um zu sterben, hatte Reb Aaron seine Stelle in der Kusminer Landsmannschaft übernommen. Er predigte jeden Sabbat in der Chewra Schulchan - Aruch Ansche-Kusmin, lernte am Sabbatabend mit den Juden Midrasch und las ihnen am Simchathorafest den Midrasch vom Tode Mosis vor. Reb Aaron Schachliner war unter den Kusminer Landsleuten eine Art Dajan, und die Kusminer Landsleute, die ihn als gelehrten Mann und frommen Juden noch aus der Heimat kannten, hatten vor ihm Achtung. Deshalb wurden alle sofort ruhig und hörten zu, was Reb Aaron zu sagen hatte.

„Es ist genau so, wie beim Auszuge der Juden aus Ägypten," begann Reb Aaron in dem Predigtsingsang, in welchem er an jedem Sabbat seine Predigt über den Midrasch hielt, „als unser Lehrer Moses die Juden aus Mizraim herausführte," Reb Aaron begann sich hin und her zu wiegen, „da hat er sie, so steht es in der heiligen Thora geschrieben, in die Wüste geführt. Und wie sie in die Wüste gekommen sind, nach dem Übergang über das Rote Meer und nach allen andern großen Wundern, da hat es die Juden wieder gelüstet nach den Fleischtöpfen von Ägypten. Und sie haben begonnen

zu murren wider unseren Lehrer Moses und haben gesagt: ‚Laßt uns Älteste einsetzen und nach Mizraim zurückkehren'. Und so ist es auch hier. Es hat Mühe und Plage gekostet, bis wir endlich vom Onkel, dem Pharao, weg sind und von seinem Sklavenaufseher Sam, welcher über uns die Sklavenpeitsche schwingt, wie es damals war mit den Juden in Mizraim. Und Charlie geht hin und arbeitet für uns eine Vereinigung aus, die ein Schutz sein soll, eine Einheit aller, daß man uns nicht mehr so schwer arbeiten lasse, wie es der Bursche Sam — ausgelöscht werde sein Name — uns befiehlt, so schwer, daß es kaum zu ertragen ist; und jetzt steht uns bald die Erlösung bevor, nur ein wenig müssen wir noch das Leid des Hungers ertragen, statt des Leides der Erniedrigung und der Sklavenschaft — da habt ihr Sehnsucht nach den Fleischtöpfen und sagt: ‚Lasset uns Älteste über uns setzen und zum Onkel zurückkehren'. Dort in Mizraim aber hat dies nur der Abschaum des Pöbels gesagt, und hier sagt ihr es alle. Aber ich sage euch, wie es der Midrasch über die Juden in Mizraim sagt — ihr alle werdet sterben in der Wüste wie der Abschaum des Pöbels und werdet nicht das Glück haben, in das ‚Land' zu kommen, denn ihr seid wie der kanaitische Sklave, der da sagt: ‚Ich liebe meinen Herrn' . . ."

Schreck fiel über Kusmin, und Scham ergriff die Juden. Sie schämten sich, einander in die Augen zu sehen. Mit einem Male war in ihnen die alte Beharrlichkeit des jüdischen Volkes erwacht, die sich stets gezeigt hatte, wenn es sich um etwas

Ernstes handelte. Mit einem Male war die Angst um das Stückchen Brot verschwunden, fort war die Alltäglichkeit des Zweckes, welche in ihrem Hirn und an ihrem Herzen genagt hatte. Die Landsleute von Kusmin fanden plötzlich einen ganz andern Sinn in dem Kampf gegen Onkel Moses; das war nicht nur ein Kampf für ein Stück Brot und einen Löffel Suppe, sondern um Versklavung oder Freiheit. Und die alte Kampfeslust für Ernstes und Hohes erwachte in dem jüdischen Blut der Landsleute von Kusmin. Schloimele der Botengänger rief aus:

„Juden, mit mir! Kommt, wir wollen die Landsleute aus der Werkstätte vertreiben; wenn nicht gearbeitet wird, darf keiner arbeiten."

„Schloime, wohin gehst du? Ich lasse dich nicht gehen!" schrie Chane Rosa und faßte Schloime beim Rock.

„Marsch, marsch nach Hause. Juden, kommt!"

Und die Landsleute marschierten hinaus, um des Onkels Werkstätte zu stürmen.

6

DER NEUE HERR

Sam erwartete die Landsleute und hatte alle Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Er hatte den Vetter Manes, den Agitator, aufgesucht. Der war ein heißer Demokrat, und durch seine Wahldienste für diese Partei war er gut Freund mit dem

Richter, mit den Polizeikommissaren und allen Spitzen seines Distrikts. So oft es in der Verwandtschaft irgendwelche unangenehme Affären gab, lief man zum Vetter Manes. So suchte ihn auch Sam auf. Manes hielt freilich nicht viel vom Onkel und hatte auch wenig von dem reichen Oheim; doch als er hörte, daß des Onkels Geschäft in Gefahr sei und daß die Sozialisten den Onkel ruinieren wollten, da erwachte in ihm das verwandtschaftliche Empfinden. Die ganze Verwandtschaft des Onkels war stolz auf dessen Vermögen und hielt es für eine Ehre, etwas für den Onkel tun zu können. Manes eilte sofort zum Polizeichef und erzählte ihm von den Ruhestörern. Der Polizeichef schickte eine Patrouille, um die Landsleute zu empfangen.

Als Schloimele der Botengänger und die Landsleute vor die altvertraute Werkstätte des Onkels kamen, in der sie Tag um Tag, seit sie in Amerika waren, gesessen hatten, da trat ihnen eine Straßendirne entgegen, welche plötzlich irgendwo aufgetaucht war, und umarmte Schloimele.

Schloimele erschrak. Er wollte sich aus den Armen des Weibes befreien und mit den Landsleuten in die Werkstätte hinaufgehen, um die Arbeitswilligen mitzunehmen. Doch die Frau hielt ihn am Ärmel fest und schrie:

„Polizei, Polizei, er hat mich beleidigt!"

Plötzlich waren Polizisten mit Knütteln in den Händen da, Detektive in Zivil und verdächtig aussehende Weiber, welche die alten Juden an den Bärten und Schläfenlocken zogen.

„Was ist geschehen?" fragte ein Polizeisergeant.

„Er hat mich beleidigt. Er hat mir ein schändliches Anerbieten gestellt", rief die Dirne und hielt den armen Schloimele beim Rock, dessen Schläfenlocken vor Angst zitterten.

Das war das Signal. Sofort sausten Knüttel auf die Köpfe der Landsleute nieder. Einige begannen davonzulaufen und ließen eine Schläfenlocke oder ein Stück Bart in den Händen der Straßendirnen; andere kamen mit zerbeulten Köpfen davon; wieder andere, unter ihnen Schloimele, wurden blutig geschlagen, auf die Polizeistation geführt, begleitet von Polizisten und Straßendirnen, unter Schimpfworten und Schlägen. Eine Viertelstunde später war nichts mehr von den Landsleuten zu sehen, und vor der Werkstätte des Onkels Moses war es still und ruhig; nur da und dort lag eine abgerissene Hutkrämpe oder ein Ärmel im Straßenschmutz.

Onkel Moses war im Geschäft, als sich dieser Vorfall ereignete. Er sah den Vorgängen draußen zu. Seine Landsleute, seine Kameraden aus der Kindheit waren es, die dort draußen vor seinem Geschäft unbarmherzig geschlagen wurden. Es war Schloimele der Dorfgeher, sein Chederkamerad, der, blutig geschlagen, auf die Polizeistation geführt wurde, derselbe Schloimele, mit dem sich Onkel Moses noch heute duzte; Reb Aaron Schachliner, Onkel Moses' einstiger Lehrer, ein Mann, vor dem man noch bis heute Ehrfurcht hatte, wurde an den Schläfenlocken gerissen. Andere Freunde und Verwandte hatte Onkel Moses nicht, außer denen,

welche so unbarmherzig vor seiner Tür behandelt wurden; er begriff nicht, wie das gekommen war. Nie hätte er sich vorstellen können, daß so etwas geschehen könnte. Es war ihm, als befände er sich selbst mitten unter den Landsleuten, die da geschlagen wurden. Ganz Kusmin war dabei. Onkel Moses lief zu Sam, welcher bleich und mit bebenden Nasenflügeln dastand.

„Was geschieht hier bei mir? Was tust du? Wer hat dir das befohlen? Stop! Augenblicklich stop!"

Sam sah ihn an. In seinen Augen lag etwas, was der Onkel in keines Menschen Augen gesehen hatte. Nur die andern hatten es bisher in des Onkels Augen gesehen:

„Onkel, mischen Sie sich nicht ein, please."

„Wer hat sich nicht einzumischen? Ich bin hier der Herr."

„Wenn Sie der Herr sind, all right; zahlen Sie mir meinen Geschäftsanteil aus, und ich werde selbständig ein Geschäft führen, wie ich es verstehe."

Der Onkel erschrak. Zum erstenmal fühlte er es klar, daß eine Macht ihm über den Kopf gewachsen war. Er fürchtete sich, allein zu bleiben, erschrak vor der Energie und der Kraft, welche aus Sams Augen und Antlitz sprühten — und fühlte seine Schwäche.

„Aber was tust du, Sam? Du läßt Menschen schlagen?" Der Onkel unterdrückte seinen Zorn.

„Geschäft!" Das war das einzige Wort, welches Sam antwortete.

„Aber Landsleute, Verwandte?"

„Es gibt keine Verwandtschaft, es gibt keine Landsleute mehr, sie sind Angestellte, Arbeiter. Ich werde nicht mit ihnen in die Schul' gehen und mich nicht mit ihnen hinsetzen, um mir Geschichten aus der Heimat anzuhören. Ich kenne keine Verwandtschaft, bei mir muß gearbeitet werden."

Der Onkel versuchte noch einen Einwand.

„Aber Sam, bedenke . . ."

„Onkel, I'm tired of it!" unterbrach ihn Sam. „Ich habe meine Art, das Geschäft zu führen, und der Onkel hat seine Art gehabt. Ich wünsche nicht gestört zu werden. Und ich will dem Onkel die Wahrheit sagen — es wäre vielleicht besser, wenn wir auseinander gingen. Ich will endlich beginnen, auch für mich etwas zu tun. Ich habe schon zu lange für einen anderen gearbeitet. Ich will nun anfangen, auch ein wenig für mich auf eigene Rechnung zu arbeiten."

Der Onkel schwieg. Er wurde bleich und traurig. Er fühlte Einsamkeit rings um sich. Es war ihm, als sei ganz Kusmin auf die Straße geworfen und er mit.

Wortlos verließ er das Geschäft und ging nach Hause. Er wollte Mascha den Kummer erzählen, der ihn betroffen hatte, und hatte Sehnsucht nach einem guten, tröstenden Wort. Er wollte sein Kind sehen, es küssen und sich seiner freuen und wollte, wie stets, wenn er Ärger gehabt hatte, in seinem Familienleben die Ruhe wiederfinden. Doch er fand das Kinderzimmer, wo sich Mascha mit dem Kinde aufhielt, verschlossen. Rosa gab ihm einen Wink:

„Moses, laß sie jetzt allein. Sie ist erregt."

Durch die Tür hörte er Mascha schluchzen.

„Warum weint sie? Was ist geschehen?" Der Onkel erschrak.

„Sie weint wegen der Landsleute; sie hat gehört, daß sie geschlagen wurden. Sie wird sich bald beruhigen."

„Mascha, Mascha dear, please, Mascha!" bat der Onkel an der Tür.

Mascha antwortete nicht. Sie lag im Kinderzimmer, den Kopf in des Kindes Kissen gepreßt, und weinte bitterlich. Sie haßte jetzt alles, nicht nur ihren Mann und Sam, auch ihr Kind, das durch sie beide entstanden war, haßte sie. Sie haßte sich, daß sie sich ihnen für ein Stück Brot verkauft hatte, haßte ihre Eltern, daß sie sie dazu getrieben hatten. Ihre Jugend erstand vor ihren Augen mit der Armut in der Hopkinsstreet, und Mascha schien es so, als habe sich seither nichts geändert; auch sie gehörte zu den Landsleuten, welche in der Werkstatt des Onkels fronten und in Sams Gewalt übergegangen waren. Zusammen mit ihnen war sie in Sams Hände gegeben worden, als Erbe des Onkels. In dem Kampf der Landsleute gegen den Onkel sah sie ihren eigenen Kampf. Auch sie wollte sich befreien, zusammen mit allen Landsleuten, befreien von Onkel Moses und von Sam. Auf der Straße vor der Werkstätte des Onkels war auch sie geschlagen worden. Sam hatte sie für den Onkel, zusammen mit allen übrigen Landsleuten, geschlagen. Ja, auch sie wollte streiken, helfen, den Kampf, den großen Kampf zu gewinnen,

sich zusammen mit allen Landsleuten vom Onkel und von Sam zu befreien . . .

Sie sprang auf, raffte den Schmuck zusammen, den der Onkel ihr geschenkt hatte, die Perlen, die Diamanten, die Saphire, alles, was sie an Geld und Schmuck zusammenraffen konnte, band sie in ein Paket, kleidete sich ganz einfach an und trat ins nächste Zimmer.

„Mascha, es ist nicht meine Schuld, ich habe es nicht gewollt. Ich kann nichts tun!" Der Onkel sah sie flehend an.

Verachtung vor dem Onkel faßte sie. In ihrem Herzen fühlte sie für ihn gar nichts, nur befriedigten Rachedurst, das süße Gefühl, daß das Leben an ihm Rache nahm. Sie sah ihn verächtlich an und rief:

„Ich hasse dich; ich hasse euch alle!"

„Warum?" Der Onkel streckte ihr die Hand entgegen.

„Wohin gehst du, Tochter?" Die Mutter lief ihr nach.

Mascha antwortete nicht.

Der Onkel blieb allein.

In der Dämmerung kroch die Einsamkeit aus den Winkeln des Zimmers auf ihn zu. Er erschrak vor etwas und wußte nicht, wovor er erschrak. Etwas schien immer näher auf ihn zuzukommen. Da erklang im Kinderzimmer des Kindes Weinen und der Singsang der Amme, und Onkel Moses ging hinein, um Trost und Freude bei seinem eigenen Fleisch und Blut zu finden . . .

7

AM ANDERN UFER

Mascha suchte Charlie in seiner Wohnung bei der Tante. Charlie war nicht zu Hause. Die Tante, welche Mascha zum erstenmal seit der Hochzeit wiedersah, empfing sie mit kühlem Schweigen. Mascha verstand nicht, warum das geschah. Von der Tante erfuhr Mascha, daß sie Charlie im Streiklokal in der Congregation Schulchan-Aruch Ansche-Kusmin finden könnte, in der Chewra, deren Vorsteher der Onkel war. Mascha ging mit dem Schmuckpaket, das sie den Streikenden brachte, zur Congregation. Beim Hause traf sie die Frauen, ihre kleinen Kinder auf den Armen, die herbeigelaufen waren, als sie gehört hatten, was sich vor des Onkels Werkstätte begeben hatte.

Mit den Frauen der Kusminer Landsleute war eine Veränderung vorgegangen. Ihre Kampfeslust war gestiegen nach dem, was sich vor des Onkels Werkstätte ereignet hatte. Als sie sahen, wie ihre Männer vom Schlachtfeld heimkehrten, der eine mit blutigem Kopf, der andere mit ausgerissenem Bart, da erwachte in ihnen so stark der Geist des Aufruhrs, daß sie bereit waren, augenblicklich zur Werkstätte des Onkels zu laufen und den Kampf auf der Wahlstatt wieder aufzunehmen, von welcher ihre Männer so schändlich vom „Feind" vertrieben worden waren. Sie schickten ihre Männer nicht mehr zur Arbeit beim Pharao zurück und befahlen ihnen nicht mehr, dem Onkel zu Füßen zu fallen und Sams

Hände zu küssen — im Gegenteil, sie drohten ihren Männern, ihnen Töpfe mit heißem Wasser über die Köpfe zu gießen, wenn sie es wagen sollten, des Onkels Schwelle zu betreten.

„Du kannst dir gleich ein anderes Haus und eine andere Frau suchen, wenn du es wagst, zum Onkel zu gehen", drohte eine Frau mit erhobenem Finger ihrem Manne.

„Und alles, was Charlie dir befiehlt, das hast du zu tun, hörst du? Charlie weiß, was er zu tun hat, er weiß es schon, lang leben soll er!"

Und Charlie wurde wieder der Moses, welcher hinging, um die Juden von Pharao, dem König von Ägypten, und seinem schweren Joch zu befreien. Charlie wurde wieder der Erlöser und der Befreier der Landsleute von Kusmin.

Als man hörte, daß eine Dame nach den Landsleuten von Kusmin fragte, da erhob sich Erregung; die Frauen umringten Mascha; bald wurde sie erkannt.

„Oh, das ist doch des Onkels junge Frau, Mascha, die Tochter Aarons!"

„Du verstehst, sie ist gewiß hergekommen, um für den Onkel zu sprechen, daß die Männer zur Arbeit zurückkehren; du verstehst, wozu braucht sie denn sonst Charlie?"

„Weil sie sich dem Onkel verkauft hat, glaubt sie, daß wir alle uns auch verkaufen werden.

„Warum nur dem Onkel, und wo bleibt Sam?" warf eine Stimme höhnisch ein, daß es schrill alle Geräusche übertönte.

Maschas Gesicht glühte vor Scham. Sie wußte nicht, wie sie sich aus dem Ring der erregten Frauen retten sollte; sie fühlte, daß sie der Feind der Landsleute war, ob sie wollte oder nicht. Und in diesem Augenblick dachte sie nur daran, wie sie sich vor ihnen retten könnte.

„Weiber, Weiber, beruhigt euch doch, was schreit ihr so?" Ein paar Männer suchten die Frauen zu beruhigen und halfen Mascha aus dem Ring heraus. „Charlie ist nicht hier, er ist auf der Polizei, um die Landsleute loszukriegen, die man eingesperrt hat, er wird bald zurückkommen. Nehmen Sie Platz, Mrs. Melnik, er wird bald zurückkommen."

„Wer ist sie denn, wer? Schau nur her, wie sie mit ihr reden, was für ein Wesen sie aus ihr machen! Es ist nicht so weit her, da hat ihr Vater auch Hosen beim Onkel genäht und war genau so ein Arbeiter wie alle, und dann ist das Glück zu ihm gekommen, der Onkel hat sich in sein Töchterchen verliebt — schau nur, was sie mit ihr treiben!"

„Närrin, wir alle hätten dasselbe Glück haben können, wenn wir unsere Töchter hätten mit alten Männern verheiraten wollen."

„Ihretwegen zerschlägt er unsern Männern die Schädel, damit er seinem schönen Weibchen mehr Schmuck um den Hals hängen kann."

„Natürlich, wenn man einen alten Mann heiratet, so soll einem das Schweinefett wenigstens übers Maul rinnen!"

Mascha blickte die Frauen mit bittenden Augen an. Sie wollte ihnen sagen, daß sie ebenso unglück-

lich sei wie sie, daß auch sie beim Onkel „arbeite", daß sie der Firma „Moses Melnik and Company" ebenso Sklavendienste leiste, und hergekommen sei, um zusammen mit ihnen zu streiken, zusammen mit den Landsleuten sich vom Joche des Onkels zu befreien. Doch die Frauen konnten und wollten nicht das lesen, was in den großen, tränenfeuchten Augen der jungen Frau lag. Sie sahen in ihr den „Feind", an dem sie Rache nehmen wollten für die jahrelange Plage, für die jahrelange Erniedrigung und für die blutigen Köpfe ihrer Männer.

„Schau nur her, was sie mit ihr treiben! Der Onkel ist gescheit, er will sie wieder in die Werkstätte locken, da hat er ihnen das junge Weibchen da geschickt. Schau nur, wie sie still geworden sind, wie sie Angst vor ihr haben!"

„Der Onkel hat sie geschickt? Sam hat sie hergeschickt . . . Sie weiß schon, wem sie zu gehorchen hat!"

Mascha fühlte die stechenden, brennenden Worte, welche die Frauen ihr zuschleuderten und nahm sie wie eine Strafe auf. In diesem Augenblick war sie zu allem bereit — bereit, alles von sich zu werfen, die Schande und die Fron, die ihr auferlegt war, und hier in der Congregation mit den Landsleuten zusammenzubleiben, ihr Los zu teilen. Und sie wartete auf Charlie, damit sie ihm alles, alles sagen könnte . . .

Ihr Verbleiben wurde nach und nach unmöglich. Die Frauen waren in so wilde Erregung geraten und

ihre auf Mascha gemünzten Worte wurden so beleidigend, daß Mascha es nicht länger aushalten konnte — und Gott weiß, wie diese Szene geendet hätte, wäre nicht Charlie erschienen.

„Hallo, Mascha!" begrüßte sie Charlie mit seinem gewöhnlichen Lächeln, als hätte er sie erst gestern gesehen. „Was tust du hier?"

Mascha sah ihm in die Augen. In den drei Jahren, da sie ihn nicht gesehen hatte, hatte sich Charlie wenig verändert. Er war ebenso kindlich wie damals am Meeresufer in Coney Island, und unwillkürlich zog sie eine Parallele zwischen sich und ihm; es schien ihr, daß sie in den drei Jahren seine Mutter geworden war; doch er war das gleiche Kind geblieben. Die schwarzen Härchen, welche dem Rasiermesser zum Trotz auf seinen Wangen standen, bildeten einen schmalen Backenbart, der wie zwei schwarze Schläfenlocken aussah. Das war die einzige Änderung, welche Mascha an Charlie bemerkte, und die machte ihn in ihren Augen zu einem Schuljungen, welcher einen Bart vortäuschen will und sich deshalb mit Ruß einschmiert. Über seinem Anblick vergaß sie einen Augenblick, warum sie eigentlich gekommen war. Es kam ihr so vor, als habe er sich in der Zeit, seit sie einander das letztemal gesehen hatten, gar nicht verändert, und als sei sie, wie einst, wie eine junge Kameradin zu einem Kameraden gekommen, damit er sie zu einem Spaziergang mitnehme.

„Ich habe mit dir etwas zu besprechen, Charlie", begann Mascha mit ihrem echten, freien Lächeln,

das sie sich aus der Zeit lieh, da sie noch ein Mädchen gewesen war. „Komm mit mir hinaus."

„Lieber nicht, du kennst doch die Situation. Die Arbeiter sind mißtrauisch, und sie würden weiß Gott was denken und meinen, ich wolle sie verkaufen; wir wollen lieber hier sprechen.

Mascha besann sich, wo sie war.

„Yes, du hast recht, ich habe dir etwas sagen wollen. Vielleicht ein anderes Mal. Doch jetzt bitte ich dich, nimm das für die Landsleute, es ist alles, was ich besitze". Damit wollte sie Charlie ihr Paketchen mit Schmuck übergeben.

Doch Charlie lächelte verlegen:

„Mascha, ich kann das allein nicht nehmen. Wir müssen das Streikkomitee fragen, ob es das annehmen will."

„Yes, yes, ich werde warten."

Charlie rief ein paar Landsleute in eine Ecke des Saales und besprach sich leise mit ihnen. Er kam bald zurück und sagte mit seinem kindlichen Lächeln:

„Es tut mir sehr leid, Mascha, aber die Arbeiter wollen es nicht annehmen. Sie wollen keine Geschenke nehmen ... Und dann, deine Stellung," Charlie unterbrach sich, „du verstehst, Mascha, es tut mir leid."

„Kein Geschenk? Das ist meine Abgabe für den Streik, ich streike auch, ich will auch streiken, Charlie, ich will auch bei ihnen sein, mit ihnen zusammen sein — ich will dasselbe Los haben, wie

sie — wie ihr; mit euch zusammen . . ." In Maschas Augen standen Tränen.

„Was ist dir, Mascha, fühlst du dich nicht wohl?"

„Gar nichts, du hast recht, ja, ich verstehe, ich bin dein Feind — von einem Feind darf man nichts annehmen. Ja, ihr habt recht — es ist gut so — good-bye, Charlie, ich danke dir."

„Aber, was ist dir? Warte einen Augenblick, ich gehe mit dir, ich bringe dich nach Hause."

„Nein, geh nicht mit mir. Die Landsleute könnten mißtrauisch werden; nein, nein, du darfst nicht mit mir gehen — ich gehöre zur andern Seite, ich bin am andern Ufer. Ihr habt recht. Good-bye, Charlie!" Eilig verließ sie die Congregation.

Gegen Abend kam Mascha heim. Im ganzen Hause war es dunkel, nur oben im Schlafzimmer schien ein Licht. Die verschiedenfarbigen Lichteffekte schlugen ihr entgegen, welche der Onkel hatte einrichten lassen. Als sie die Stufen emporstieg, hörte sie des Onkels greisenhafte, tiefe Stimme und sein schweres Lachen. Einen Augenblick blieb sie in der offenen Tür des Schlafzimmers stehen und sah hinein. Der Onkel saß auf dem Sofa und spielte mit den Händchen des Kindes, welches neben ihm lag. Er lachte und freute sich an dem Kinde; er bedeckte seine kleinen Händchen unaufhörlich mit laut schmatzenden Küssen. Als der Onkel sie in der Tür bemerkte, jauchzte er mit strahlenden Augen auf:

„Komm her, Mascha, komm her, sieh nur seinen

Mund — er wird mir ähnlich, wahrhaftig, er wird mir ähnlich."

Mascha trat näher und betrachtete das Kind. An den starken energischen Lippen, an der langgeschnittenen Nase, an dem festen, energischen Atem erkannte sie i h n. Das rote Licht des Zimmers erinnerte sie an ihre Schande, und sie fühlte sich „am andern Ufer".

8

EINSAMKEIT

Im Geschäft bei „Melnik and Company" ging ein alter Mann umher, den die Angestellten aus Gewohnheit halb im Ernst, halb im Scherz „Onkel" nannten. Der alte Mann verbrachte seine Zeit zumeist oben in der Werkstätte unter den Arbeitern. Er setzte sich zu ihnen hin und war ein gern gesehener Gast, da er Geschichten von der alten Heimat, von Kusmin, erzählte. Gar oft lenkte der Greis die Arbeiter völlig von ihrer Arbeit ab. Da erschien dann der Vorarbeiter, der Vetter Manes, den Sam ins Geschäft genommen hatte, ging auf den Onkel zu und klopfte ihm auf die Schulter: „Komm mit, Onkel." Und wenn der Onkel nicht gehorchte, ging der Vetter und holte Sam, den Chef. Und ebenso wie einst der Onkel mit gütlichem Zureden seinen Vater von den Schneidern fortgezogen hatte, so tat es jetzt Sam mit dem Onkel. Sams ernstes Gesicht wurde zur freundlichen Miene, er

faßte den Onkel weich beim Arm und sagte gutmütig:

„Schämen Sie sich nicht, Onkel? Kommen Sie doch mit."

Der Onkel schämte sich wirklich und ging wortlos mit Sam hinunter.

Dann ging er ein wenig im Bureau und im Geschäft umher und warf den Angestellten ein paar Witzworte zu. Doch das wurde ihm bald langweilig, und er ging in das kleine Gasthaus, welches sich gegenüber dem Geschäft von „Melnik and Company" befand.

Rasch wurde Sam gemeldet, daß der Onkel ins Gasthaus gegangen sei. Sam schämte sich, daß sein Onkel im Gasthaus saß, und schickte den Vetter Manes hinüber, damit er ihn fortbringe. Gewöhnlich mußte er dann selbst gehen, und dann sagte er mit ernstem Gesicht, ohne das freundliche Lächeln:

„Schämen Sie sich nicht, Onkel? Kommen Sie mit." Ein Laufbursche vom Geschäft brachte dann den Onkel nach Hause.

*

Einmal ging der Alte in ein billiges Restaurant im galizischen Viertel, wo Bäcker und Metzger verkehrten. Dort wurde er wie ein alter Bekannter aufgenommen. Doch als der Alte angetrunken war, begann er unanständige Reden zu führen, sprach unaufhörlich von Kindern, die er mit der Wirtin hätte und forderte seine Kinder zurück. Der Mann

der Wirtin redete ihm gütlich zu, es passe sich nicht für einen alten Mann, solche Reden zu führen, es sei viel geziemender für einen Greis, im Beth-Hamidrasch zu sitzen und Psalmen her zu sagen, statt in Gasthäusern herumzulungern. Dann öffnete der Wirt die Tür und hieß den Gast gehen . . .

*

Eines Tages kam der Onkel, als er dem Leichenzug eines Landsmannes folgte, auf einen Friedhof. Der Name des Friedhofs kam ihm bekannt vor, und er erinnerte sich, daß hier jemand lag, der ihm sehr nahestand. Er ging ins Friedhofsamt und fragte nach dem Grab seiner ersten Frau, die fast zwanzig Jahre schon begraben lag. Man sah in den Büchern nach und gab ihm einen Diener mit. Mitten unter wohlgepflegten Gräbern stand ein verlassener Grabstein auf einem mit Unkraut bewachsenen Grabe, das vergessen dalag. Der Onkel blickte auf den Grabstein, und Erinnerungen an vergangene Jahre erstanden in seinem Kopf. Neben dem Grabe war eine Grabstelle umzäumt, welche nicht belegt war. Es war die Stelle, welche er sich neben seiner verstorbenen Frau gekauft hatte.

Plötzlich wurde es ihm klar: in diesem Grabe lag sein Leben, seine Jugend. Und neben dem Leben lag sein Grab und wartete auf ihn.

Er hatte gehastet, gehandelt, Liebe gekauft, Leben seinem Willen untertan gemacht — und hier lag still sein Grab und wartete auf ihn. Es war ihm,

als verstünde er nun, warum das Leben, welches er sich gebaut hatte, zusammengebrochen war. Er hatte auf einem offenen Grabe gebaut. Und es dauerte nicht mehr lange, da füllte er das offene Grab, welches die ganze Zeit neben seinem vergessenen Leben auf ihn gewartet hatte . . .

INHALT

ERSTER TEIL

1. Jenseits der Williamsburgbrücke 7
2. Die Kinder 16
3. Am Morgen 23
4. Bruder Berl und seine Kinder 29
5. Onkel Moses 38
6. Die „Amerikaner" in Amerika 44
7. Onkel Moses' Leben 55
8. Der neue Pharao 65
9. Hoher Besuch 72
10. Die Kusminer Landsleute 80
11. Esther und Ahaschwerosch 88

ZWEITER TEIL

1. „Er wird Kinder haben" 101
2. Mascha 107
3. Der Bräutigam 113
4. Manes, der Agitator 118
5. Onkel Moses' Voraussicht 128
6. Maschas Brautstand 135
7. Charlie Melnik 142
8. Coney Island 153
9. Das neue Amerika 157
10. Tausendundeine Nacht 167
11. Die Braut sagt ‚nein' 174

12. Vom Teufel geholt 181
13. Mascha kommt zum Onkel 192
14. Das blaue Zimmer 201

DRITTER TEIL

1. Mann und Frau 215
2. Schwere Tage 223
3. Mascha schenkt dem Onkel einen Erben. . . 228
4. Die Mutter 233
5. Der Streik der Landsleute 240
6. Der neue Herr 250
7. Am andern Ufer 257
8. Einsamkeit 264

DATE DUE

FORM 335 40M 9-42

892.493 A8120 477322
Asch
Onkel Moses.
DATE | ISSUED TO

892.493 A8120 477322

DUKE UNIVERSITY LIBRARIES
Diadia Mozes; roman.
892.493 A8120
D90364481Z